



Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 26. Juli 1902 * Nr. 43.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Herzogin-Witwe Friederike von Anhalt-Bernburg †.

Herzogin Friederike von Anhalt †. Am 10. Juli ist die greise Herzogin-Witwe Friederike von Anhalt-Bernburg, deren wir im vorigen Herbst gelegentlich ihres 90. Geburtstages gedachten, in Alexisbad verschieden. Die heimgegangene Fürstin war als Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg am 9. Oktober 1811 geboren worden. Ein jüngerer Bruder von ihr ist der jetzt auch schon 84 jährige König von Dänemark. Prinzessin Friederike vermählte sich am 30. Oktober 1834 mit dem sechs Jahre älteren Herzog Alexander von Anhalt-Bernburg, bei dem sich leider aber sehr bald dauerndes Siechtum herausstellte. Schließlich ließ es sich nicht mehr umgehen, ihn offiziell für regierungsunfähig zu erklären, und so wurde 1855 die Herzogin Mit-Regentin. Sie hat das Ländchen so 8 Jahre hindurch verwaltet. Am 19. August 1863 starb ihr kranker Gemahl, und da die Ehe kinderlos geblieben war, fiel Bernburg an die Dessauer Linie. Die Herzogin-Witwe Friederike behielt ihre ständige Residenz in Schloß Ballenstedt. Neben der Pflege der weit ausgedehnten verwandtschaftlichen Beziehungen hatte die

Herzogin ihr Hauptaugenmerk auf Werke der Wohlthätigkeit gerichtet und so sich aufrichtige Trauer und langes Gedenken gesichert.

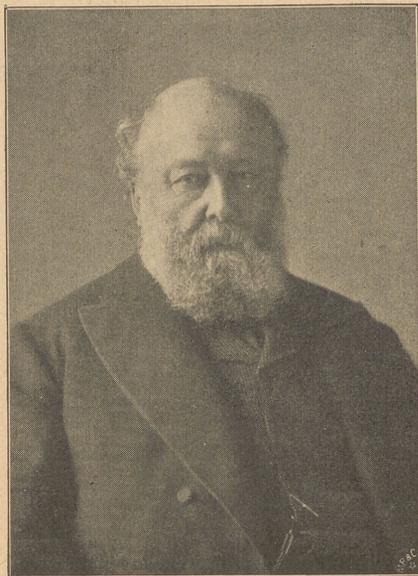
Die Hochzeit im montenegrinischen Fürstenhause. Die am 12. Juli geschlossene Ehe zwischen dem zweitältesten Sohne des Fürsten der Schwarzen Berge, Prinz Mirko, und dem Fräulein Natalie Constantinowitsch hat aus politischen Gründen allgemein Beachtung gefunden, weil bekanntlich die Braut dem in Serbien regierenden Hause Obrenowitsch verwandt ist und damit also gegebenenfalls ihr Gemahl einen Anspruch auf den serbischen Königsthron für sich herleiten könnte. Bezeichnend für die Auffassung der Angelegenheit am Hofe in Belgrad ist jedenfalls die Thatsache, daß der serbische Gesandte in Cetinje während der Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten von

seinem Posten abwesend war und daß amtlicherseits kein Glückwunsch von Belgrad nach Cetinje gegangen ist. Der junge Gatte ist 23 Jahre alt; er bekleidet den Rang eines Leutnants in der russischen und eines Hauptmanns in der serbischen Armee. Seine Gemahlin, die Tochter des Obersten Constantinowitsch, ist in gleicher Weise durch Jugend, Schönheit und Reichtum ausgezeichnet.

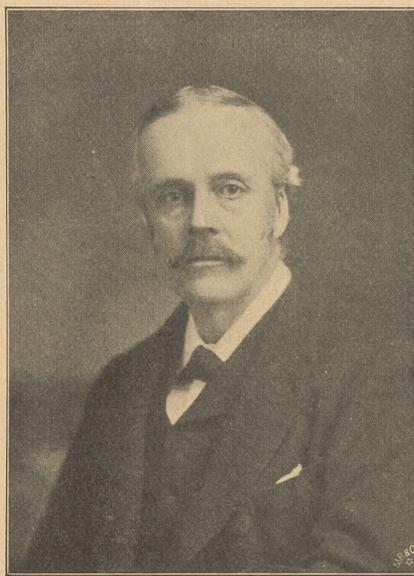
Zum Einsturz des Glockenturms von San Marco in Venedig. Eine die ganze gebildete Welt bewegende Trauerkunde ist aus Venedig gekommen. Das bekannte, am weitesten sichtbare Wahrzeichen der altberühmten Lagunenstadt, der Campanile, der Glockenturm der Markuskirche, ist am 14. Juli eingestürzt und hat unter seinen Trümmern die herrliche Loggetta, die



Natalie Constantinowitsch und ihr Gemahl, Mirko Prinz von Montenegro.



Der aus dem Amt geschiedene englische Premierminister Lord Salisbury.



Der neue englische Premierminister Arthur Balfour.

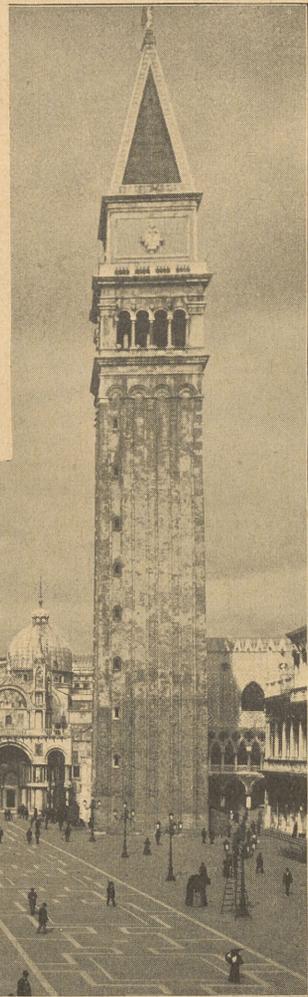
Nach Aufnahmen von Elliott u. Fry, London.

alte, an seinem Fuß sich anlehrende ehemalige Hauptwache der venetianischen Ratskämpfer, völlig begraben. So schmerzlich die Botschaft ist, kommt sie doch für den Reisenden, der selber Venedig kennen gelernt hat, nicht so ganz überraschend. Ihm ist bekannt, daß schon seit Jahren große Risse an dem Dogenpalast und einigen der umliegenden Bauwerke, die sämtlich auf einem Pfahlrost stehen, aufgetreten sind, die leider eine ernste Gefahr für den Fortbestand der weltberühmten, unvergleichlich schönen Architektur-Überreste von der Herrlichkeit des mittelalterlichen Venedigs bedeuten. Allerdings haben sich die Sachverständigen über den Zeitpunkt des drohenden Unheils, wie sich jetzt gezeigt, stark getäuscht; man hatte für die nächsten Jahrzehnte noch nichts Ernstes befürchtet. Leider hat nun die traurige Thatsache des Einsturzes des Campanile ein Anderes gelehrt, und hoffentlich trägt die Katastrophe wenigstens die eine gute Frucht, daß nunmehr schleunigst mit allen erdenklichen modernen technischen Hilfsmitteln und

ohne Scheu vor den Kosten versucht wird, die gefährdeten herrlichen Baudenkmäler Venedigs zu retten, wenn das überhaupt noch menschlicher Kunst möglich sein sollte.

Der auf dem Markusplatz zwischen der berühmten Kirche dieses Heiligen und dem Königspalast als freistehendes Bauwerk errichtete Glockenturm dazwischen in seinen An-

fängen aus der frühesten Zeit der Lagunenstadt her. Schon 888 wurde sein Bau in der ersten Gestalt begonnen. Die erwähnte 1511 erbaute Loggetta, ursprünglich zum Versammlungsort der Nobili bestimmt, dann die Hauptwache des Procurators, ist ein Werk des Florentiner Architekten Jacopo Tatti, genannt Sansovino. Während die dicht daneben liegende Markuskirche mit ihrem unvergleichlich schönen Portal glücklicherweise ganz ohne jeden Schaden davon gekommen ist, ist der benachbarte Palazzo reale dagegen erheblich betroffen worden. Es ist ein Teil des Gehäuses des Königspalastes mit seiner feinen Fassade zertrümmert, und die in dem Innenraum befindlichen Kunstgegenstände, darunter einige Gemälde von Tintoretto, Schiavoni u. a. sind



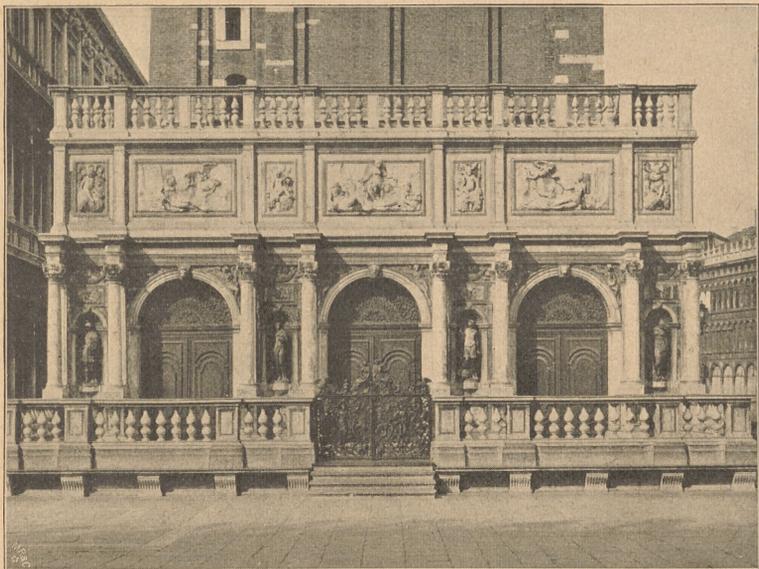
Der Campanile vor dem Einsturz.



Markuskirche. Trümmer des Campanile. Königspalast. Nach einer Aufnahme von Massa, Venedig.

Zum Einsturze des Glockenturmes (Campanile) der Markuskirche in Venedig.

vernichtet worden. Ueber die Ursache des Unglücks sind die Meinungen verschieden. Während einige Fachmänner dem Zusammenbruch eines Teils des Pfahlrosts unter dem Turm die Schuld geben, meinen andere, daß das kurz vorausgegangene Erdbeben in Saloniki die Katastrophe herbeigeführt, zum mindesten aber ihr vorzeitiges Eintreten bewirkt hätte. In Venedig, dessen Einwohner mit begreiflicher großer Trauer dem Unglück gegenüberstehen, regt man sich bereits energisch, um Campanile und Loggetta am alten Platz in getreuer Nachbildung — soweit eine solche freilich möglich sein wird! — neu entstehen zu lassen. Hoffent-



Die von dem Campanile begrabene Loggetta.

lich findet sich auch der Meister, der, wenn die Mittel da sein werden, im Stande ist, die herrlichen Architekturöpfungen der großen Vergangenheit Venedigs würdig nachzubilden.

* * *

Der Ministerwechsel in England.

In der Leitung der englischen Staatsgeschäfte ist ein Wechsel vor sich gegangen, indem ganz unerwartet der bisherige Premierminister Lord Salisbury vom Amt zurückgetreten und sein Neffe, Arthur Balfour, auf den Posten des Rabinetschefs berufen worden ist. Der Marquis of Salisbury wurde 1830 geboren und ist der bedeutendste der lebenden Diplomaten Eng-



Der aus dem Amt scheidende bayerische Kultusminister Dr. v. Landmann. Nach ein. Aufn. v. Wd. Baumann, Hofphotogr. in München.

lands. Im Januar 1878 wurde er unter Beaconsfield Minister des Auswärtigen und mit diesem Bevollmächtigter auf dem Berliner Kongreß. Nach Beaconsfields Tode wurde Lord Salisbury der anerkannte Führer der Tories; als solcher war er nach dem Sturze Gladstones Premier vom Juni 1885 bis Januar 1886, vom August 1886 bis August 1892 und vom Juni 1895 bis jetzt. Lord Salisbury ist nicht bloß Politiker und Schriftsteller; er ist auch ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und Bedeutung. — Arthur James Balfour wurde am 25. Juli 1848 geboren. Er wurde 1887 Staatssekretär für Irland, 1891 zum ersten und 1895 zum zweiten Mal Erster Lord des



Musikdirektor Bilse †.

erregt insofern allgemeines Interesse, als die Differenzen des Ministers mit Rektor und Senat der Universität Würzburg allgemein bekannt geworden sind und unzweifelhaft den Anlaß zu der Beurlaubung des Ministers gegeben haben, aus welcher



Station Wilpian in Steiermark, das Amtsgeb. d. Fr. Horak.

Schäges und Führer des Unterhauses.

* * *

Zum Rücktritt des bayerischen Kultusministers von Landmann.

Die plötzliche Beurlaubung des bayerischen Kultusministers von Landmann aus Gesundheitsrückfichten



Geh. Kanzleirat Grizner, Bibliothekar im Ministerium des Innern †.

dieser schwerlich auf seinen Posten zurückkehren dürfte. Herr v. Landmann hat sich bereits früher in verschiedenen wichtigen Kultusfragen in starkem Gegensatz zu ihm unterstehenden Behörden wie mehreren parlamentarischen Parteien befunden. Nob. August v. Landmann steht im 58. Lebensjahr. Er hat Jura studiert, war früher Sekretär der Handelskammer in Augsburg, später Redakteur der offiziellen „Allgemeinen Zeitung“ in München, aus welcher Stellung er ins Ministerium des Innern berufen



Fr. Horak, ein weiblicher Stationschef.

wurde, wo er bald eine ausgezeichnete Karriere machte. 1893 geabelt, wurde er zwei Jahre später zum Kultusminister ernannt.

* * *

Geh. Kanzleirat Grizner †. Der Bibliothekar im Ministerium des Innern, Geh. Kanzleirat Maxim. Grizner ist, 59 Jahre alt, nach längerem Leiden gestorben. Grizner hatte als junger Offi-

zier bei Königsgräs ein Bein verloren. Dank seiner umfassenden Bildung und litterarischen Begabung wurde ihm später als Kanzleibeamten des Ministerium des Innern dessen Bibliothekwesen übertragen. Aber weit über den Kreis dieser Thätigkeit hat der nun Entschlafene sich als Genealog und Heraldiker einen bedeutenden Namen gemacht.

Kapellmeister Bülse †. Einer der populärsten Musikdirigenten Deutschlands und der spezielle Liebling Berlins, der „alte Bülse“, ist am 13. Juli in seiner Vaterstadt Liegnitz gestorben, nachdem er ein Alter von fast 86 Jahren erreicht hatte. Am 17. August 1816 als Sohn eines kleinen Gastwirts geboren, kam er zunächst beim Liegnitzer Stadtmusikus in die Lehre. Dann ging er nach Wien, genoss dort den Unterricht von Professor Böhm und bestritt die Kosten seiner weiteren Ausbildung durch den



Das Einfamilienhaus.

ling des Publikums wurde. Seit 1870 leitete er auch meist die Festmusik bei Hofe. 1884 zog sich Bülse in den Ruhestand nach Liegnitz zurück. Aus den Musikern seiner Kapelle hat sich der Grundstock des heutigen Philharmonischen Orchesters gebildet.

Ein weiblicher Stationschef. Unser Bild zeigt Fräulein Horak, den wohlbestallten weiblichen Stationschef in Wilpian auf der Bozen-Meraner Bahn. Die Dame hat übrigens schon eine Kollegin in der Person einer Tirolerin auf Station Achensee.



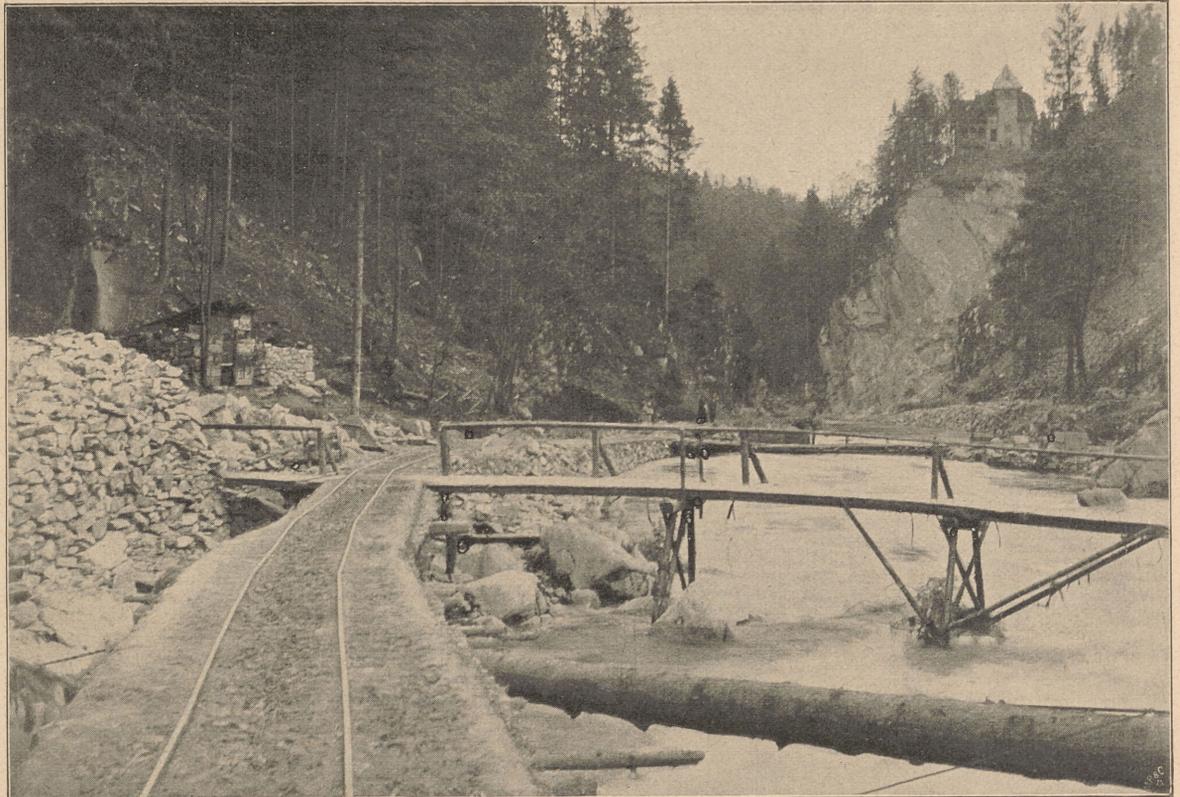
Saupthalle mit dem König Albert-Denkmal.

Verdienst als erster Geiger im Orchester von Johann Strauß (Vater). Am 3. August 1843 wurde Bülse zum Stadtmusikus von Liegnitz erwählt mit einem Gehalt von 100 Thlr., das noch die Verpflichtung des stündlichen Turmblasens in sich schloß. Doch allmählich errang sich Bülse mit seinen musterghiltigen Konzerten einen Ruf weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus, sodas er schließlich in allen Großstädten mit ausgezeichnetem Erfolge konzertierte, so z. B. auch auf der Pariser Weltausstellung von 1867. Im Jahre darauf kam Bülse dann nach Berlin, wo er bald als Dirigent der populären, aber künstlerisch doch bedeutsamen Konzerte des alten Konzerthauses in der Leipzigerstraße der erklärte Lieb-



Sauptportal mit dem Verwaltungsgebäude.

Die Zittauer Ausstellung. Die Oberlausitzer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Zittau ist, trotz ihres beschränkten Gebietes, eine überaus reichhaltige und somit ein bester Zeuge von dem hohen Stande der Industrie, der Gewerbe, des Gartenbaues und der Landwirtschaft in der Oberlausitz. Schon das imposante, immittelalterlichen Stile errichtete Hauptportal macht gleich beim Eintritt einen ebenso eigenartigen wie vielversprechenden Eindruck.



Ein Teil des im Bau begriffenen Sammelbeckens.

Die Thalsperre bei Marklissa a/Queis. Die Hochwassergefahren der schlesischen Gebirgsflüsse sind allgemein bekannt. Besonders dürften noch die großen Über-

schwemmungen der Jahre 1882, 1888 und 1897 in aller Erinnerung sein, die ungeheuren Schaden nicht allein an Ländereien, Straßen und Gebäuden anrichteten, sondern leider auch

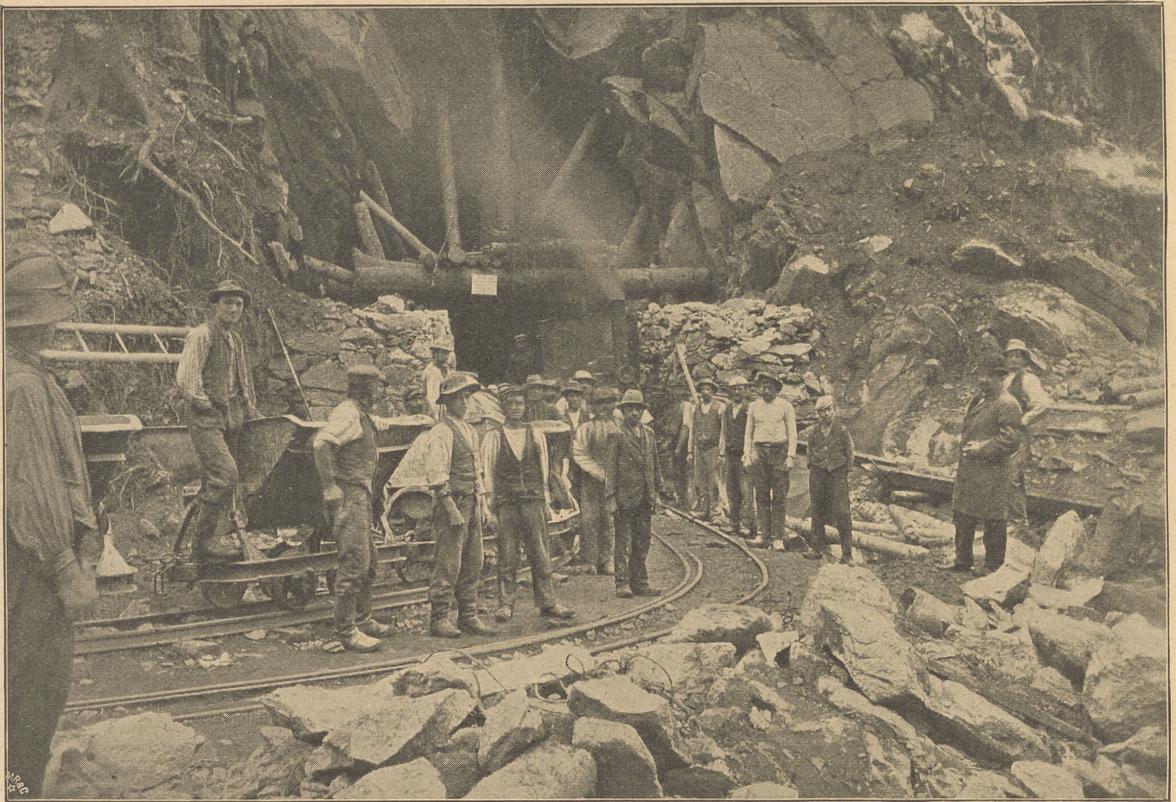
Menschenleben dahinrafften. Diese ständig wiederkehrenden Gefahren machten es notwendig, durchschlagende Maßregeln zu ergreifen, um plötzlichem Anstürmen der Wassermengen



Blick auf den linksseitigen Abflusstoßen.

Von der Thalsperre bei Marklissa a/Queis. Nach Aufnahmen von Fr. Dürlich in Schosdorf i/Schles.

und so der reisenden Gewalt des Elementes zu steuern. Man befreite deshalb die Flußbette zunächst vom Geröll und mächtigen Felsblöcken, entfernte die den Ufern zu nahe stehenden Bäume und hat nun jetzt bei einem ganz besonders gefährdeten Orte, Markliffa a/Ducis, begonnen ein Sammelbecken zu bauen, das imstande ist, bei normalem Abfluß mehr Wasser anzusammeln, als bei dem größten Wasserstande des Jahres 1897 beobachtet wurde. Diesem mächtigen Baue, der fünf Jahre beanspruchen soll, kommt die Natur hier mit den bis zu 50 m hohen, steilabfallenden Felsufern sehr zu Hilfe. Nebenstehend führen wir unsern Lesern einige Ansichten vor, die einen ungefähren Überblick über das ganze, eben erwähnte Werk gestatten. Wie das erste Bild zeigt, hat man durch Spreng- und Räumungsarbeiten das Queisflußbett für das „Sammelbecken“, welches sich später hier befinden wird, herzurichten begonnen. Dieses Sammelbecken wird bei normalen Verhältnissen gegen 5 Millionen Kubikmeter Wasser fassen, kann aber bei Hochwasser bis zu 15 Millionen Kubik-



Die das Spreng- und Baumaterial befördernde Feldbahn.

meter gespannt werden, also eine ganz respectable Wassermasse in sich aufnehmen. Rechts sieht man das auf steiler Felshöhe erbaute „Wärterhaus“, in welchem sich gegenwärtig die Büreaus der Ingenieure zc. befinden. Um das Flußbett zum Bau der unten 20 m starken, sich nach oben bis zu 12 m verjüngenden und 40 m hohen Sperrmauer trocken legen zu können, sind zwei Abflußstollen von je 300 m Länge und 7 m im Durchmesser durch hartes Urgestein gesprengt worden. Diese Sprengarbeiten wurden im vorigen Jahre begonnen und sind noch nicht ganz beendet.

Man unterscheidet einen rechts- und linksseitigen Stollen. Auf dem zweiten Bilde ist der Einfluß in den letzteren zu sehen. Interessant ist es auch die Feldbahnen zu beobachten, welche das Spreng- und Baumaterial befördern, und so kommen wir zum dritten Bilde, auf welchem wir die Lokomotive, aus dem rechtsseitigen Stollen kommend, erblicken. Der Bau wird durch den Regierungsbaumeister Bachmann geleitet. Arbeiter aus Italien, Kroatien und anderen Ländern führen die oft sehr gefährvollen Sprengungen und sonstigen Arbeiten aus und ge-

währen durch ihre zum Teil beibehaltenen Nationaltrachten ein recht buntes Bild. Ein Ausflug in in das Queisthal ist gerade in jetziger Zeit besonders lohnend, und es bietet auch das so oft arg heimgesuchte Städtchen Markliffa, wie wir auf dem vierten Bilde sehen, einen recht anmutigen Anblick. Es wäre sehr zu wünschen, daß das nun begonnene Werk sich rüstig und ungehemmt seiner Vollen-
näher und die so oft hartgeprüften Einwohner von Markliffa vor neuer Drangsal schützen möge.



Das von Überschwemmungen oft heimgesuchte Städtchen Markliffa.
Von der Thalsperre bei Markliffa a/Ducis. Nach Aufnahmen von Fr. Dürlich in Schosdorf i/Schles

Man unterscheidet einen rechts- und linksseitigen Stollen. Auf dem zweiten Bilde ist der Einfluß in den letzteren zu sehen. Interessant ist es auch die Feldbahnen zu beobachten, welche das Spreng- und Baumaterial befördern, und so kommen wir zum dritten Bilde, auf welchem wir die Lokomotive, aus dem rechtsseitigen Stollen kommend, erblicken. Der Bau wird durch den Regierungsbaumeister Bachmann geleitet. Arbeiter aus Italien, Kroatien und anderen Ländern führen die oft sehr gefährvollen Sprengungen und sonstigen Arbeiten aus und ge-

* * *

Frauen-Daheim.

Fromme, innige Liebe zum Leben, —
Selig, wenn sie ins Herz gegeben!

Wer es ausnützt bis zur Minute
Für das Beglückende, für das Gute!



Blick vom Friedenshügel auf die Kirchensfestwiese.

Das Kirchfest zu Raumburg a. d. S.

(Mit 2 Abbildungen.)

Es gibt wohl keine Stadt im Deutschen Reiche, die ein Kinderfest von solchem Umfange und solcher Bedeutung feiert, wie die schöne thüringische Stadt Raumburg an der Saale, wenn sie im Zeichen ihres weit und breit bekannten Kirchfestes steht. Dieses alljährlich wiederkehrende Fest verdankt seine Entstehung einer sagenhaften Belagerung der Stadt durch die Hussiten, die im Juli des Jahres 1432 stattgefunden haben soll.

Im Konzil zu Konstanz (Köln) 1414 bis 1418 wurde der Reformator Johann Hus, der in seiner Schrift: „Über die Kirche“ die päpstliche Hierarchie angegriffen hatte, zum Feuertode verurteilt. Für die Vollstreckung dieses Urteils, die am 6. Juli 1415 erfolgte, soll auch der Bischof Gerhard II. von Raumburg gestimmt haben. Es beschloffen nun nach dem Tode des Reformators dessen Anhänger, die Hussiten, einen Nachzug gegen die Städte, die den Bestrebungen des Hus feindlich gegenüber standen und seinen Tod verschuldet hatten. Sie durchzogen in mehreren Horden Böhmen und Sachsen und wüteten gegen Klöster, Kirchen, Priester und Mönche. Unter ihrem Anführer Prokop soll nun eine dieser Abteilungen bis jetzt vorgeedrungen sein, welche Stadt unter den Greueln und Verwüstungen der Hussiten arg gelitten habe. Von hier aus, so erzählt die Sage, hätten sich die Hussiten nach Raumburg gewandt und die Stadt belagert. Auf den Rat des Schlossermeisters Wolf sei nun eine Schar weißgekleideter Knaben und Mädchen in das Lager der Hussiten entsandt worden, die deren Anführer um Gnade für die Stadt angefleht hätten. Gerührt von der Schar der unschuldigen Kinder habe Prokop die Kleinen freundlich empfangen, sie mit Kirichen beschenkt und ihnen zum fröhlichen Reigentanze aufspielen lassen, dann habe er unverzüglich die Belagerung der Stadt aufgegeben und sei mit seinen „100 000“ Mann abgezogen. So berichtet die Legende und bezeichnet als Tag des denkwürdigen Ereignisses den 28. Juli des Jahres 1432.

Diese sagenhafte Errettung Raumburgs durch die Kinder ward für die Stadt Veranlassung zur Begründung des Kirchfestes, eines Volks- und Familienfestes im wahren

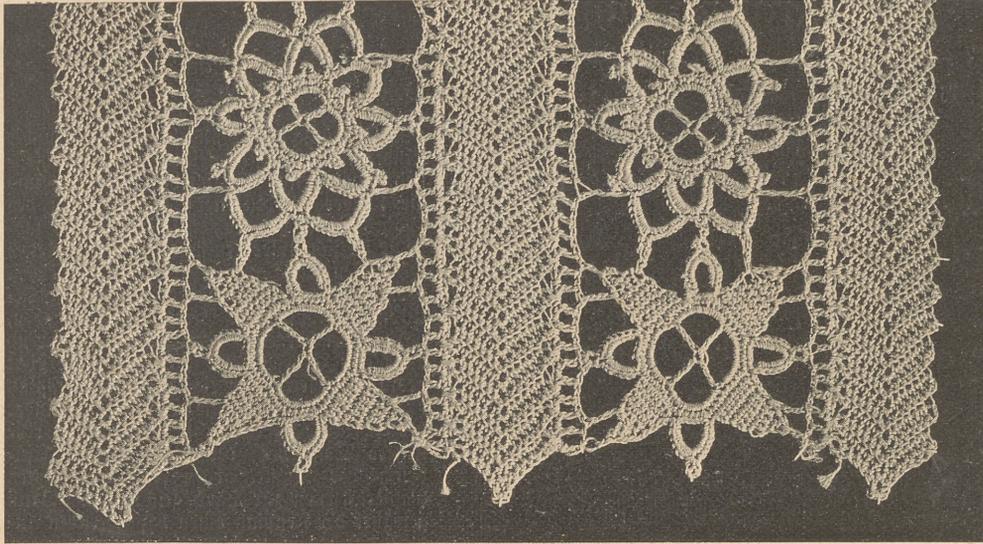
Sinne des Wortes. Schon von alters her wählte man als Schauplatz dieses Festes die unmittelbar vor der alten Stadt gelegene Vogelwiese, die als Lagerstätte der Hussiten angenommen wurde, und feierte das Kirchfest in derjenigen Woche, in die der 28. Juli fiel. Erst neuerdings verlegte man es in die erste Augustwoche. Da sich nun in diesen Tagen das eigenartige Fest erneuert wird, dürfte den Leserinnen dieses Blattes eine kurze Beschreibung des üblichen Verlaufs nicht unwillkommen sein.

Der feierliche Umzug einer Schar Knaben mit Trommeln und Pfeifen verkündet am Montag Morgen den Beginn der Festwoche. Die Schüler sämtlicher Knabenschulen der Stadt vereinigen sich dann zur Mittagszeit zu einem großartigen Festzuge, der sich unter den Klängen mehrerer Musikkapellen zunächst zur Hauptkirche der Stadt begibt, woselbst in einem Gottesdienste der Vorgänge im Hussitenkriege gedacht wird. Danach bewegt sich der Zug durch die festlich geschmückten Straßen

zum Festplatze. Hier angelangt, stimmen die Kinder unter Musikbegleitung ihr „Kirchfestlied“ an. Nun löst sich der Zug auf, und die Kinder werden nach den inmitten des Platzes errichteten Schießzelten geleitet, woselbst sie sich unter Aufsicht der Lehrer durch Abschießen von Sternen oder Aldern belustigen. Wenn das Schießen beendet ist und die glücklichen Gewinner ihre Preise erhalten haben, werden Kinderpiele veranstaltet. Während all dieser Vorgänge wogt beständig die dicht gedrängte Menge der Zuschauer den Festplatz auf und ab, das fröhliche Treiben der Kinder beobachtend. Im Musiktempel ertönt eine heitere Weise nach der anderen. Mit Einbruch der Dunkelheit werden die bunten Papierlaternen zur Hand genommen. Dann gewährt der Festplatz einen bezaubernden Anblick durch sein wechselvoll bewegtes Lichtermeer. In den Restaurations- und Konditoreizelten geht es fröhlich zu, heitere Lieder erschallen hier und da, Feuerwerk, Grün- und Rotfeuer flammt vor den Zelten auf, und die Musikanten unziehen spielend die ganze Vogelwiese. In den Familienzelten, die drei Seiten des Platzes umrahmen, sind kostbare Kronleuchter angezündet, man schmaust nach Herzenslust und läßt sich den edlen Raumburger Wein, der den befreundeten Besuchern kredenzt wird, trefflich munden. Man singt, jauchzt, scherzt und lacht beim Klange der Gläser und gibt sich bis tief in die Nacht hinein den Freuden des Festes hin. Der Dienstag verläuft in ähnlicher Weise. Auch dieser Tag ist den Spielen der Knaben gewidmet. Am Mittwoch ist Ruhetag. Nur die Herren Referendare, die ihr eigenes Zelt haben, feiern unter sich und unterhalten sich in ihrer Weise. Dann aber folgen die eigentlichen Haupttage des Kirchfestes, der Donnerstag und Freitag, die für die Mädchen bestimmt sind. Bietet schon der Festzug der ausnahmslos weiß gekleideten über tausend Mädchen mit ihrem Kranzschmuck ein entzückendes Bild, das anzuschauen wohl selten jemand versäumt, so entsaltet erst das Leben und Treiben auf dem Festplatze einen ungewöhnlichen Glanz, der jeden Besucher aufs angenehmste überrascht. Auch die der Schule entwachsenen jungen Mädchen legen an diesen Tagen ihr weißes, duftiges Gewand an und nehmen am Feste teil. Bei schönem Wetter ist das Menschengewühl am „Mädchenkirch-



Verkehr bei Furchs Konditorei am Festdonnerstage des Kirchensfestes. (Vom Schützenhaus aus gesehen.)



Gehäkelter Besatz für Sommerblusen.

fest" ein geradezu ungeheuerliches. Zahlreiche Besucher aus den Nachbarorten, namentlich Köfener Badegäste, stellen sich ein, das Fest mit seinen Wonnen zu genießen. Namentlich ist es der am Freitag Nachmittag vorgeführte Reigentanz der Mädchen, der seine Anziehungskraft immer aufs neue ausübt und die Zuschauer fesselt.

Trotzdem das Kirchfest volle vier Tage währt, trennen sich die lieben Naumburger nur zu ungern von ihrem „Nationalfeste“. Die letzte Nacht wird der Becher der Freude erst ziemlich spät bis zur Meise geleert. Schon beginnt „im Osten das Frühlicht“ zu „glänzen“, wenn die letzten den Heimweg antreten. Man schwelgt nach Schluß des Festes noch lange und gern in all den schönen Erinnerungen und bedauert aufs lebhafteste, daß noch immer volle 51 Wochen vergehen müssen, bis der Festjubiläum von neuem anbrechen kann.

Oscar Schumm.

Handarbeit.

Gehäkelter Blumenbesatz. Der schöne Besatz ist auf Grund einer alten genähten Spitze von feinem erdfarbenen Garn Nr. 80 gearbeitet. Das Spitzenmuster besteht aus zwei verschiedenen Sternen, die mit einander verbunden, abwechselnd gearbeitet werden. Das dazwischen laufende Bändchen wird aus dichten f. M. pliffartig in Zackenform gehäkelt. Den Stern mit den vier spitzen Dreiecken häkelt man auf folgende Weise:

8 Luftm., in die erste davon 1 Doppelst., 5 Luftm., 1 Doppelst., 5 Luftm., 1 Doppelst., 5 Luftm., 1 f. M. zur Verbindung; nun um jede der 5 Luftm. 12 f. M.; nun für eine kleine Jacke, welche 1 Doppelst. als Mitte hat, vor und nach dem St. je 4 M., wenden; 8 f. M., wenden, und nun f. w. bis zu 1 f. M. Nun geht man mit halben f. M. wieder bis zum Anfang der Jacke, häkelt auf die nächsten 4 M. 4 f. M., 8 Luftm., diese zurück in die 1. der 4 f. M. hängen, nun um die 8 Luftm. 7 f. M., 1 Picot, 7 f. M.; dann wird wieder eine Jacke gearbeitet zc. bis es 4 Zacken und 4 Vogen sind. Der andere kleine mehr runde Stern beginnt ebenso wie der vorhergehende nur mit einfachen St. In jedes kleine Loch kommen 10 f. M., dann 5 f. M., 1 Picot, 5 f. M., 8 Luftm., diese zurückhängen in die 1. d. f. M., nun 8 f. M., 1 Picot, 9 f. M. So auf diese Weise 3 kleine Vogen; von der Mitte des 3. Vogens werden die 2 äußeren kleinen Vogen gleich mit gehäkelt. Der kleine Stern wird, wie die Abb. zeigt, dreimal an den ersten kleinen Stern angehäkelt. Zu beiden Seiten der Sterne werden je 2 Touren gearbeitet. Auf den Stern mit den Dreiecken 1 St., 3 Luftm., 1 Doppelst., 7 Luftm., 1 f. M., 7 Luftm., 1 Doppelst., 3 Luftm., 1 St. Auf den zweiten Stern 7 Luftm., 1 dreifaches St., 7 Luftm., 1 f. M., 7 Luftm., 1 dreifaches St. zc. Die letzte kleine Reihe ist 1 St., 1 Luftm., unten 1 M. übergehen, 1 St., 1 Luftm. zc. Nun arbeitet man die kleinen Bänder. 13 Luftm., in diese 6 f. M., dann in die 7. Luftm. 3 f. M., dann 6 f. M., wenden, nun wieder 6 f. M., 3 f. M., 6 f. M., 1 Luftm., wenden. Dieses Band wird mit f. M. an den aus Sternen bestehenden Zwischenjaz angehäkelt. Benutzt man die Spitze als Blumenbesatz, so arbeitet man für die Falte vorn zwei Sterneneinätze mit drei Bändern, für die Manschetten den Stehfragen und die Achselklappen je ein Einjaz mit zwei Bändern. Farbig unterlegt gibt das Ganze eine reiche Verzierung für Blusen aus Rohseide.



Ruffenkittel für kleine Knaben.

Nun arbeitet man die kleinen Bänder. 13 Luftm., in diese 6 f. M., dann in die 7. Luftm. 3 f. M., dann 6 f. M., wenden, nun wieder 6 f. M., 3 f. M., 6 f. M., 1 Luftm., wenden. Dieses Band wird mit f. M. an den aus Sternen bestehenden Zwischenjaz angehäkelt. Benutzt man die Spitze als Blumenbesatz, so arbeitet man für die Falte vorn zwei Sterneneinätze mit drei Bändern, für die Manschetten den Stehfragen und die Achselklappen je ein Einjaz mit zwei Bändern. Farbig unterlegt gibt das Ganze eine reiche Verzierung für Blusen aus Rohseide.

Der allerliebste Ruffenkittel für Knaben oder Mädchen von drei bis sechs Jahren besteht aus weißem Piquestoff (50—60 cm lang) mit rotem Besatz. Man kann ihn fertig vorbereitet mit

aufgezeichnetem Kreuzstichmuster kaufen für 4 Mk. 75 Pf. — 5 Mk. 50 Pf. mit Material. Die Deutlichkeit der Abbildung ermöglicht auch die Selbstanfertigung des Ganzen. Zu beziehen vom Spezialgeschäft für russische Stickerien von Heinrich Dyck, Charlottenburg bei Berlin, Kantstr. 162, Versandhaus für stilvolle Handarbeiten.

Nochmals: Beamtinnen im Strafanstaltsdienst.

Zu dem in Nr. 37 des Frauenheim erschienenen Artikel: „Die Frau im Strafanstaltsdienst“ sei es einer in diesem Berufe seit einigen Jahren thätigen Beamtin erlaubt, einige Erweiterungen und Berichtigungen hinzuzufügen. Es sei darauf hingewiesen, daß neben den Oberinnen auch Buchhalterinnen und Lehrerinnen angestellt werden, die ranglich zu den Oberbeamtinnen gehören. Ihre Dienstzeit beläuft sich ebenfalls auf 8 Stunden täglich mit einem halben dienstfreien Tage in der Woche. Das Gehalt einer Buchhalterin ist 1200 Mk. — von drei zu drei Jahren um 200 Mk. bis zu 2200 Mk. steigend — und 432 Mk. Mietsentschädigung, oder, nach Lage der Verhältnisse, Dienstwohnung. Erforderlich: Ein Alter von 25 bis 35 Jahren, die Absolvierung einer höheren Töchter- oder Lehrerinnschule, sowie eine dreimonatige Probefristleistung — ohne Gehaltsentschädigung. — Die Lehrerin muß zur Anstellung im Volksdienste befähigt sein und eine mindestens zehnjährige Thätigkeit an öffentlichen Schulen nachweisen können. Anmeldungen für beide Stellen sind unter Beifügung eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, Führungszeugnisse, und der Versicherung, daß die Vermögensverhältnisse geordnete seien, an Se. Excellenz den Minister des Innern zu richten. Es wird in jenem Artikel gesagt, die Oberinnen seien ranglich den Strafanstaltsdirektoren gleichgestellt. Die betreffende Bestimmung lautet jedoch wörtlich: „Die Oberin hat den Rang eines Inspektors und ist dem Direktor unterstellt, dessen Anordnungen sie Folge zu leisten hat.“ — Was die Anmeldung der Aufseherinnen anlangt, so hat dieselbe in erster Linie bei der „Kommission zur Ausbildung von Gefängnisaufseherinnen“ in Berlin W., Kaiserin Augusta-Str. 26 (Herr Präsident Gaebel) zu erfolgen, nur wenn es aus irgend welchen Gründen nicht möglich ist, sich hierher zu wenden, bei den Regierungspräsidenten der Provinz oder für die der Justiz unterstellten Gefängnisse bei den Oberstaatsanwälten des Bezirks. Eine Beamtin.

Auskunft.

Fr. 81. Schmutzlecke aus weißer Seide entfernt man mit Opalpaste oder mit Wolpin, beides in größeren Drogerien erhältlich.

Fr. 84. (Wahorenfrau vom Lande.) Ich habe öfter Steppdecken für meinen Haushalt im Hause angefertigt; es gehen drei Pfund Wolle auf eine Decke. Wenn Sie die Wolle selbst haben, und dieselbe gewaschen ist, müssen Sie sie in großen Tafeln kommen lassen; wo das geschieht, kann ich nicht angeben. Ich habe die Wolle fertig zur Steppdecke gekauft. Am bequemsten flepft man die Decke in einem dazu passenden Rahmen; der meinige stammt noch von Großmutter. Das Muster kann man sehr gut mit Kreide vorzeichnen, dann gut durchnähen. Eine Pfarrfrau vom Lande.

Fr. 85. (B. S. A.) Zur Herstellung von Bay-Rum lassen Sie sich von H. C. L. Blicke in Berlin SO., Köpenickerstraße 41, ein Glas mit Bay-Rum-Essenz für 1 Mk. kommen. Mit 1/2 Liter Weinspirit und 1/2 Liter Wasser vermischt und durch Filtrierpapier gegossen, ergibt das einen recht guten Bay-Rum. v. B.

Redaktionspost.

Oberförsterin B. in Br. Besten Dank! Diese ältere Steppdeckenfrage ist bereits vor Monaten erledigt! E. J. in G. Fräulein F. S. wohnt in Naumburg an der Saale, Weingarten 16.

Abonnentin in P. Fragen, in welchen Städten sich Maler zur Gründung einer Kunstschule od. dergl. niederlassen können, bringen wir nicht.



Niflheim.

Eine Romandichtung aus der friesischen Marsch von Friedrich Jacobsen. (Fortsetzung.)

„Also Dir hat es heute Abend nicht gefallen?“ fragte Dlaf.

„D ja, gewiß!“ meinte Elke. „Aber unsere Väter sind nicht gut mit einander.“

„Einerlei, wenn wir es nur sind.“

„Weißt Du das so sicher?“ fragte sie.

„Ganz sicher. Wenn dieser Ekel von Schneider den Fußwalzer gespielt hätte —“

„Ach, geh' doch! Vor allen Leuten!“

Es fuhr ihr so heraus, und sie erschrak ein wenig. Dann machte sie ihren Arm frei und ging den schmalen Pfad voraus, der über die Fennen am Sielzug entlang führte.

„Du wirst in den Sielzug fallen,“ mahnte Dlaf.

„Dann kannst Du mich herausholen. Das Gras ist auch naß.“

Nach einer Pause hob er wieder an: „Elke, ich krieg' auch noch die Rose.“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Du selbst. Wenn ich Dich nach Hause brächte.“

„Bild' Dir doch nichts ein! Die press' ich mir zum Andenken.“

„Auch gut,“ entgegnete er lustig. „Dann 'was anderes.“

Elke fühlte wohl, daß er auch ein Glas getrunken hatte, aber doch nur gerade so viel, um ihn ein bißchen keck zu machen. Sie selbst hatte ebenfalls Bowle genippt und infolgedessen heiße Wangen.

„Da ist die Mühle,“ sagte sie. „Ich sehe schon das Licht von Tante Margret Ingeborg. Es ist ganz nahe, nun kann ich allein gehen.“

An der Ecke des Gartens standen sie still, und der Wind rauschte über ihnen in den halbkahlen feuchten Bäumen. Er riß auch den Nebel aus einander, und sie wurden beide von einem feinen Strahl des Mondes getroffen.

Es war gerade genug, daß einer die Züge des anderen erkennen konnte.

„Also nun kommt es, Elke,“ sagte Dlaf.

„Was denn?“

„Ich sag's nicht, und ich nehm' es mir nicht, ich warte darauf. Es ist ein altes Recht, wenn einer ein Mädchen nach Hause gebracht hat.“

„In der Stadt nicht.“

„Jetzt sind wir daheim. Wenn es Dir lieber ist, können wir auch hier den Walzer tanzen. Das Gras ist eben genug.“

„Nein, davon kriegt man nasse Füße. Wenn es denn nicht anders ist, Dlaf — aber nur in alter Freundschaft!“

„Nur in alter Freundschaft,“ bestätigte er lächelnd.

„Komm, kleine Elke, mach' die Augen zu, es thut nicht weh.“

Nach ein paar Sekunden sagte Elke: „Du hast zwei genommen, das war gegen die Abrede.“

„Soll ich Dir einen zurückgeben?“

„Nein, nein, es ist schon zu viel. Gute Nacht, Dlaf.“

Er ging langsam querselben und sah sich bisweilen um. Das helle Kleid, das Elke trug, leuchtete noch ein paarmal zwischen den Bäumen auf, dann hörte man das Klinken der Hausthür.

Die Marsch war jetzt frei von Nebel, aber am Himmel schoben sich dunkle Wolken herauf, mit Regen und Sturm in ihrem Schoß.

Jetzt kam wohl der Winter.

Dlaf kehrte nicht mehr nach dem Krüge zurück, sondern ging geradewegs auf den Hauberg zu. Auch dort brannte noch ein Licht, denn die Zeit war noch nicht weit vorgerückt, es waren noch ringsum am Horizont feurige Punkte zu sehen.

Annemarie saß in ihrer Stube an dem gewöhnlichen Fensterplatz bei einer kleinen, dunkel brennenden Lampe.

Da sie wegen ihres körperlichen Leidens nur wenig Bewegung hatte, war auch ihr Schlaf nur spärlich, und wenn die Einwohner von Tobüll schon längst in den Federn lagen, konnte man dieses müde, einsame Licht bisweilen noch lange sehen.

„Du kommst schon so früh, Dlaf,“ sagte sie, als der junge Mann eintrat. „Hat es Dir denn nicht gefallen?“

„Doch, Mutter, aber Vater ging auch. Wo ist er denn?“

„Er wird wohl noch am Außendeich sein. Die Stürme kommen jetzt, und Du weißt, der neue Koog liegt ihm immer im Sinn.“

„Sie haben heute darum gestritten, der Müller und Vater.“

„Ich glaube, es ist nicht darum allein,“ entgegnete Annemarie seufzend. „Hast Du mit Elke getanzt?“

„Ja, Mutter.“

„Oft?“

Das setzte sich neben die sieche Frau und legte seine Hand auf ihren Arm.

„Ich habe sie auch nach Hause gebracht.“

„Mit dem alten Recht unserer Heimat, nicht wahr?“

Das lächelte in der Erinnerung an den Kuß, der ihm von roten Lippen zu teil geworden war.

„Darin bin ich keiner von den Neuen,“ sagte er heiter.

„Aber Elke meinte, es sei nur wegen der Kinderfreundschaft.“

„Ist es wirklich nur deswegen, Das?“

„Ich weiß nicht recht, Mutter. Elke ist so hübsch und so lieb, und wir passen beide zusammen.“

„Ja, Ihr seid draußen gewesen, Du und sie; das gibt dann Heimlichkeiten zusammen. Es wäre gut, wenn die alte Feindschaft damit begraben werden könnte.“

„Mutter,“ sagte Das, „ist es denn wirklich so schlimm damit? Ich bin nun alt genug, um 'was davon zu hören — nicht wahr, der Müller hat Dich haben wollen, und darum ist er mit dem Vater aus einander?“

Über das noch immer seine Gesicht der alten Frau glitt ein verschämtes Lächeln.

„Wie Du auch gleich fragst, Das! Nun ja, er ging mir wohl sehr zu Gefallen, aber er war schon damals ein lustiger Mensch. Hoffentlich ist die Elke nicht nach ihm geschlagen.“

„Nein, im Gegenteil! Aber so viele Jahre, Mutter! Ich kann mir gar nicht denken, daß so eine Feindschaft ein ganzes Leben vorhält.“

„Ich auch nicht,“ entgegnete Annemarie leise. „Es muß noch ein anderer Grund da sein, den keiner von uns kennt. Vielleicht kommt er noch an das Licht, vielleicht auch nicht.“

„Das verstehe ich nicht, Mutter. Wenn man einander feind ist, dann muß doch die Ursache bekannt sein!“

„Nicht immer, Kind,“ sagte die Frau geheimnisvoll und schraubte die Lampe höher. „So etwas geht bisweilen um uns herum wie ein Schatten. Wir greifen danach, und dann ist er unter den Händen weg; wir spüren ihn hinter uns, und wenn wir uns umdrehen, dann steht er wieder in unserem Rücken. Was ist das aber für ein Gespräch, wenn die Mitternacht heraufkommt! Leg' Dich schlafen, Kind, und träume nicht zu viel.“

3. Kapitel.

Spinnlied.

Draußen ziehn die Schwaben	Wenn in stiller Stunde
Regenschwer am Moor;	Deine Lampe glüht,
Spinne Deinen Faden	Und vom Mund zum Munde
Hinter Thür und Thor.	Sage schwebt und Lieb:

Fürchte nicht Geipenfer,
Spukbild und Uraum' —
Wisse, durch Dein Fenster
Wird ein Sternbild schau'n. —

Jakob Kleier hatte das Pflegen des Viehes beendigt, aus dem Ziehbrunnen das Wasser durch die Holzrinne in den Mist laufen lassen und vom Boden frisches Futter in das Heuloch geworfen. Nun lehnte er sich über die untere quergeteilte Stallthür des Haubergs und sah hinaus in die Marsch.

Es regnete, und die Fennen blinkten von Wasserstreifen.

Im Westen, über der Deichlinie, stand eine schmutzige gelbe Wolkenbank als Überrest des sonnenlosen Novembertages. Sonst war alles Grau in Grau.

Aus dem langgestreckten Stalle dunstete eine warme Luft; man hörte das leise Käuen der Tiere und bisweilen ein kurzes Klirren der Halsketten — sonst war alles ruhig, und der Regen plätscherte vom Strohdach auf das Steinpflaster.

Über den Kirchhof kam Ludolf Nissen in Wasserstiefeln und blankem Regenrock, der ihm klatschend um die Knie schlug. Er blieb, bevor er seine eigene Werft betrat, einen Moment an der Lede stehen und betrachtete nachdenklich das wüste Bild; dann näherte er sich der Stallthür.

Jakob wußte, daß sein Herr aus dem Arbeitshause kam, wo die Gemeindeangelegenheiten gepflegt beraten zu werden, und er fragte mit jener Freiheit des Verkehrs, der die Friesen kennzeichnet: „Is de Saak to Kant?“

„Ja,“ entgegnete Ludolf, „die Lede kommt weg. Der Kirchhof wird größer gemacht.“

„Denn ward Franz Feigenspan sit hägen, Herr. He segt all lang, dat de Doten sit nich mehr ümdreihn können. Aber dat meen ik nich. Is nich of de niege Dief vörkamen?“

„Das auch, Jakob. Ich soll demnächst nach Tondern und mit dem Deichgrafen unterhandeln.“

„Na, Herr, denn ward sit of männig een ümdreihn, de noch nich dod is.“

Er spuckte aus und sah nach der Mühle hinüber; der Deichvogt fing den Blick auf.

„Der ist nicht dabei gewesen. Er soll auf Kaghörn sitzen und mit Anton Mark handeln.“

„Ja, Herr, dat is of en Weder, um to Kroog to gahn. So natt und klartig.“

„Heut ist Spinnstube,“ entgegnete Ludolf Nissen kurz und ging in den Stall. — —

Sie spannen sonst nicht mehr so viel in der Marsch, einige alte Weiber ausgenommen. Aber der Deichvogt hielt noch auf die Sitte, und bisweilen kamen in der Gefindestube des Haubergs einige gefetzte Leute zusammen, um zu spinnen und Strohfelle zu drehen. Beide Geschlechter, nur die Jugend wurde ausgeschlossen, darüber hatte der Deichvogt sich mit Pastor Sörensen geeinigt.

„Die machen schon so Dummheiten genug,“ pflegte er zu sagen.

Etwas später, als es ganz dunkel geworden war, schloß Jakob Kleier denn auch die Stallthür und ging in die große Gefindestube, die unmittelbar an den Stall grenzte. Dort bullerte ein Torffeuer im Ofen, und die Petroleumlampe dunstete ein wenig.

So war es gemütlich.

Zum Gefinde und einigen anderen hatte sich auch Stine Prester mit ihrem Spinnrad eingefunden. Hinterdrein kam Franz Feigenspan geschlichen, der ihr zu Gefallen ging und sie gern in sein Junggesellenheim einschlagen wollte.

Denn sie sollte 'was auf der Sparkasse haben.

Er setzte sich mit dem Rücken gegen den Ofen und sagte: „Paß nur acht, Stine, daß Dir der Faden nicht abreißt. Sonst gibt es ein Malöhr.“

„Wo so?“

„Mädann pustet Jakob das Licht aus; er ist der nächste dazu.“

„Das Malöhr wäre nicht groß, wenn ein Sneider hinausgepustet wird,“ entgegnete Stine. „Nimm nur das Schlüsselloch richtig wahr.“

„Sei doch nicht gleich so giftig, Stine!“

„Spaß möt sien, säd de Düwel, dor kettelt he sien Grotmudder mit de Mistfork,“ bemerkte Jakob Kleier und rißte sich ein Schwefelholz am Hosenboden an.

Bei dem Schlüsselloch kam das Gespräch auf die Geister.

„Seg' mal, Spökentiker,“ fragte Jakob, „heßt Du 'mal wedder wat sehn?“

„Ich habe 'was gesehn,“ entgegnete Feigenspan geheimnisvoll, „als ich vorhin über den Kirchhof kam.“

„Was denn?“ flüsterte Stine und rückte näher in die Ofenecke.

„Es ging von Kaghörn über die Fenne nach der Mühle zu. Immer zickzack, als ein Frllicht.“

„Dat is Peter Bunsch west,“ meinte Jakob.

„Dieses will ich nicht befürworten. Etwas Geistiges hatte es an sich, und einen Brand hatte es auch.“

Jakob Kleier rauchte, wie wenn ein armer Mann bakt. „Wenn de man blot nich 'mal in de Sieltog versjupen deiht. Wat meenst Du dorto, Stine?“

„Das wäre ja woll ein Glück for unsern Herrn Pastoren,“ entgegnete Stine, kniff die Lippen zusammen und spann wie ein alter Kater.

„Wo so?“ fragte man von allen Seiten.

„Na, ich will ja weiter gar nix sagen. Aber was die Elke ist, das grüne Ding, die hat auf dem Erntefest in Kagh-

hörn mit einer Rose getanzt. Und die Rose ist aus dem Herrn Pastor seinen Blumenpott."

"Mit was hat sie getanzt?" fragte Feigenspan. "Wenn Du es wissen willst, Stine, mit dem jungen Herrn vom Hausberg hat sie getanzt, immerzu, wie ein Smetterling. Ich kann diese Sache ästimieren, denn ich habe ihr dazu aufgefedelt, und von unserm Herrn Pastor war überall dabei nicht die Rede. Bloß als Pennine for einen Theepunsch das Küffen einhandeln wollte, da habe ich ihr unsern Prester vor das Gewissen gehalten."

"Ich weiß schon, Du hältst es mit ihm," sagte Stine schmollend.

"Du solltest das auch thun, denn Du stehst in seinem Brot. Aber es ist Dir ein Argernis, wenn Du daran denkst, daß eine Frau Pastorin ins Haus kommen sollte. Sei man ganz ruhig, unser Herr Pastor hat für das Weibliche keine Augen, sonst würde er nicht seit drei Jahren in demselben Rock einhergehen, was ich ihm als Sneider verdenken muß."

In diesem Augenblick hörte man schwere Schritte, und Andres Bootsmann kam herein. Er hatte eine seiner Sietzug-

"Dieses wird Peter Punsch in den Weizen hageln," meinte Feigenspan, und Andres Bootsmann lachte.

"De bugt keen Weeten mehr! Bör twee Stunn' was ik up Raghörn bi dem Kröger. Anton Mark und Peter Punsch setten tofamen bi'n lütten Grog, und denn hauten se sik ümschichtig in de Hänn' — klitsch, klatsch! De Möller verköfft sien Land, und de oll Halsaffnider maakt en Gesicht dortau, as de Snider sin Katt, wenn se Müs' fangen deiht."

Das war denn nun eine Neuigkeit, die alle Räder zum Stillstand brachte. Und wenn Jakob nun die Lampe ausgelöscht hätte, dann wäre es zwischen Franz Feigenspan und Stine an der Zeit gewesen, Ragh und Maus zu spielen, aber der Alte stand auf, legte seine Pfeife beiseite und sagte mit einem nachdenklichen Kopfnicken: "Ik hef hört, dat de oll Marten in't Arbeitshus sik mit Starwen besaten deiht. Wenn he gau tomaakt, denn kann sien Platz besett werden. Gaud Nacht tofamen, ik möt noch nah dat Beih sehn — —"

Der Müller hatte wirklich auf Raghörn im Krug gefessen.

Er gehörte mit zu denjenigen, die an den Gemeinderatsversammlungen im Arbeitshaus teilzunehmen hatten, aber als



Altwasser an der Ffar. Nach dem Gemälde von Peter Paul Müller.

fahrten nach Tondern beendigt und ging nun in den Häusern rundum, die Pakete abzugeben und Kommissionen einzusammeln.

Für Dlaf hatte er ein Paar silberner Sporen mitgebracht.

"Dat ward nu de Hauptsaak," sagte er. "Dwer de Fennen riden und tokiken, wat de Dffen maken. Achter de Plog kann man dat Tüg nich brufen, dor setten sik de Kluten fast."

"Hast Du für uns nichts mitgebracht?" fragte Stine.

"Jawohl, Stine, en ganzen Hümpel Bäuker. De Herr Pastor is daröwer herfallen as en Röwer."

"Zimmer die Bücher," bemerkte Feigenspan. "Siehst Du wohl, Stine, so lange der Herr Pastor mit die Wissenschaft verheiratet ist, braucht er keine zweite Frau. Denn dieses wäre türkisch."

"Wat giff sunst Nieges?" erkundigte sich Jakob.

"De Landrat vun Tondern was ünnerwegens. Aber he is mit sien Kalesche in de Mudder sitten blewen und het hellisch schimpt."

"Dann kriegen wir die Chaussee," sagte Feigenspan.

"Holl Di jo nich up, Snider. He is ümdreihet und het segt, he wull uns in Rauh laten, denn laten wi em of in Rauh."

ihm der Zettel mit der Tagesordnung gebracht wurde, und als er las, daß auch die Friedhoffache verhandelt werden sollte, da war er um das Dorf herumgegangen und hinaus an den Deich.

Diese Angelegenheit, die nun schon mehrere Jahre schwebte, schien ihm unangenehm zu sein. So oft die Rede darauf kam, brach er ab und wurde einsilbig.

Man wunderte sich allgemein darüber, denn Peter Lorenzen konnte aus der Erweiterung des Kirchhofes nur Vorteil ziehen, weil das Grab seiner Frau dadurch in eine bessere Lage kam; aber andere meinten, der lustige Müller möge überhaupt nicht gern an den Tod denken und an alles, was damit zusammenhing.

Draußen am Deich betrachtete er sich den Hasen.

Der ging ihn auch nichts an, denn Korn auf seine Mühle wurde von der Seite nicht gebracht, wie das kleine Ding denn überhaupt nicht viel wert war; aber er hatte seine Freude daran, zu sehen, wie das Wasser so frisch und kräftig von Nordwest zwischen der Landecke und der Sandbank draußen hereingetrieben wurde — gerade in den Winkel, wo das Vorland zum neuen Koog lag.

Heute wehte ja kein Sturm, sondern es war nur ein

nasses, trübes Wetter mit mäßigem Winde; aber wenn es so recht tüchtig einsetzte von oben her aus dem Stager Rack, dann kam das ganze Vorland unter Wasser, und die Sandbank allein konnte es nicht schützen.

„Der Deichvogt ist ein Narr,“ sagte Lorenzen zu Anton Mark, der in einer Regenspauze herausgekommen war und in Holzpantinen neben ihm stand. „So lange die Steinmole nicht vor das Ziel gelegt wird, kann man an einen Deichbau gar nicht denken. Ein einziger Sturm aus Nordwest, der mitten in die Arbeit hineinfährt, schmeißt den ganzen Krempel in die Watten.“

„In ein paar Sommermonaten kann man das Loch zumachen,“ meinte Anton. „Von Anfang Juni bis Ende August haben wir keine Stürme aus Nordwest.“

„Es gibt Exempla von Beispielen,“ entgegnete der Müller. „Als anno vierundsiebzig oder da herum der Kummel an der Ostküste losging, da dachte auch kein Mensch an so was. Es müssen eben Multiplikationen kommen, wie unser Pastor sagt.“

„Das Abdieren ist mir lieber,“ meinte Anton. „Wie wär's mit'n kleinen Grog?“

„Mitunter kann's nix schaden, sagte der Bauer, da wusch er sich. Hast Du neuen Stoff bekommen?“

„Extrafein! Komm, es klatert wieder los, und ich bin strümpfungs.“

Drinnen in der Gaststube waren sie allein. Beim zweiten Glase fragte Mark: „Willst Du Deinen Schimmel verkaufen?“

„Nicht um 'ne Böwle Punsch! So'n Vieh gibt es gar nicht wieder. Der stellt sich duhn, wenn ich es ausnahmsweise bin.“

„Na, ich meine man bloß. Ich habe drüben im Koog zwei Fische stehen, die könnten Dir passen, wenn Du die neue Mühle hast.“

„Wenn ich die neue Mühle habe,“ sagte Lorenzen tief-sinnig. „Vor der Hand habe ich nur eine Hypothek auf der alten, das ist nicht dasselbe.“

„Dem wäre schon abzuhelpen. Was willst Du denn überhaupt mit Deinem Land? Ein Müller braucht kein Land — Dein Schimmel kann Kleie fressen.“

„Das wäre ihm schon paßlich. Aber eine Stelle ohne Land ist wie ein Theepunsch ohne Thee, da bleibt man bloß der Punsch übrig. Ich brauche das Land, um Ochsen fett zu machen.“

„Du bist selbst einer. Die Dampfmühle kostet Geld — wo willst Du das denn hernehmen?“

„Wenn die Chauffee nur kommt,“ meinte der Müller immer hinterfönniger.

Statt dessen kam zunächst der dritte Grog.

Beninne hatte ihre rechte Hand nicht wissen lassen, was die linke that — sie war nämlich links —, und den beiden Biedermännern kamen fast die Thränen in die Augen über das scharfe Zeug.

„Es wäre zum Weinen, wenn der auf dem Hauberg das Oberwasser kriegte,“ fuhr Lorenzen fort, „so 'ne Taze auf die Mühle zu machen, als wenn wir am Nordpol säßen!“

„Wir kriegen die Chauffee,“ tröstete Mark. „Der Landrat ist im Kleinen Koog umgeföhren, er sagte, es wäre eine Schweinerei.“

„Weißt Du das gewiß?“

„Hol' mich der D...! Na, wie ist es? Zweihundert Dahler das Demath, alles im Ramsch! Hau' ein!“

„Ne — zweihundertundfönnzig — —“

„Ninne,“ rief Anton nach der offenen Thür, „ist das denn Grog? Das ist ja Spülwasser!“

Als Peter Lorenzen eine Stunde später den Krug verließ, hatte er sein Land verkauft. Es war ihm sogar von Anton Mark ein Angebot auf die Mühle gemacht worden, und die Sache ging ziemlich nahe am Abschluß vorbei.

Aber dann waren dem Müller doch Bedenken gekommen, wegen des Hauses — und anderer Dinge.

Als er nun, ein wenig unsicher, aber doch noch seiner

Sinne mächtig, über die nassen Fennen nach dem Dorfe zuschritt, da fiel ihm auch so beiläufig ein, was Elke wohl zu der Sache sagen würde. Lieber Gott, sie war ja noch ein halbes Kind und hatte zudem die letzten Jahre in der Stadt zugebracht. Die kümmerte sich wohl wenig genug um die Angelegenheiten der Männer — aber dennoch, dennoch. Es war manchmal etwas in ihren Augen, was den Müller stutzig machte — so altkluges Wesen und eine unergründliche Tiefe. — —

Elke hatte unterdessen zu kramen.

Andres Bootsmann war zu allererst bei ihr gewesen und hatte ein großes Paket abgeladen, — bunten Tant aus einer Flensburger Modehandlung — — „denn in Tondern kriegt man ja doch nichts Nichtiges,“ meinte sie während des Auspackens zu Tante Margret Ingeborg.

„Kind, Kind,“ sagte diese, „wenn das Annemarie auf dem Hauberg hören thäte! Die hat noch niemals wo anders gekauft als in Tondern, und wenn es aufs Geld ankäme, dann dürfte sie dreist nach Paris schreiben.“

Elke zog ein kleines Mäulchen.

„Annemarie kann es meinethagen hören, ich brauche sie doch nicht zu fragen! Was übrigens das Geld angeht, Tante — haben wir denn keins?“

„Das ja wohl,“ meinte die Alte zögernd. „Die Mühle bringt was ein, und das Land bringt was ein. Wenn nur Dein Vater ein bißchen weniger zu Krug ginge!“

„Er hat so einsam gelebt,“ entschuldigte Elke. „Das wird nun anders werden.“

„Weil Du da bist, Kind? Das wird nicht lange standhalten. Wie bald ist die Zeit da, wo Du hinausfliegen thust wie ein Sommervogel.“

„Wohin, Tante?“

„Es ist mir noch nicht offenbar,“ meinte Margret Ingeborg nach einer Weile. „Mitunter dünkt mich, daß Du zu fein bist für unsere Gegend. Du hast es allzu sehr von Deiner Mutter, und die hat sich auch nicht einleben können. Und dann muß ich wieder daran denken, daß der Mensch doch nichts Besseres hat, als wo er geboren ist —“

„Es gibt doch auch bei uns Häuser, wo man nicht das Vieh zu füttern braucht,“ sagte Elke und hielt sich eine bunte Schleife an die Brust.

„Es gibt solche, Kind, obwohl es auch auf den größten Stellen immer gut ist, wenn die Frau 'mal jeden Tag durch den Stall geht. Es gibt auch noch andere Flägs, wo Du vielleicht am besten hinpassest thätest mit Deinen feinen Fingern — — aber, Elke, alsdann haben die bunten Fähnchen ein Ende, und das Tanzen — —“

Die beiden Frauen sahen einander an und schwiegen. Elke horchte hinaus in den Regen.

„Ich glaube, da kommt Vater. Das ist nur gut, die Gräben sind jetzt alle voll Wasser, und bei der Dunkelheit kann leicht was passieren.“

Der Müller hatte draußen seinen Mackintosh abgelegt und trat in die Stube; man merkte es ihm sofort an, daß er nicht ganz nüchtern war, aber er nahm sich zusammen und that sehr aufgeräumt.

„Na, Elke,“ sagte er, „hat Andres Bootsmann Dir was für Deine Puppen mitgebracht? Oder willst Du Dich selbst damit schön machen?“

„Es ist ein neues Kleid, Vater — und sonst noch allerhand.“

„So mag ich's leiden. Schmücke Dich, o liebe Seele —“

„Aber, Vater! Das ist doch aus dem Gesangbuch!“

„Na, sei man still, Kleine, der Herr Pastor hört es ja nicht.“

Er setzte sich etwas schwerfällig hin und trocknete die Stirn mit dem Taschentuch.

„Man wird so warm in dem alten Regenrock! Ich war auf'n kleinen Sprung bei Anton auf Kähörn.“

„Das merk' ich,“ sagte Elke und rümpfte ihr Näschen.

„Nu, es ist ja nicht schlimm, die Mühle geht doch dabei weiter. — Denk' Dir — bald hätte ich sie verkauft — —!“

Margret Ingeborg war hinausgegangen, um das Abendbrot aufzutragen. Elke schob die vor ihr liegenden Stoffe beiseite und sah den Vater erschrocken an.

„Die Mühle — —?!“

„Nu, was wäre denn weiter dabei? Ubrigens ist es ja nicht so weit, der alte Spitzbube, dieser Anton Mark, bot mir zu wenig.“

„Ihr habt gehandelt — —?“

„Ja, um die paar Fennen,“ sagte der Müller mit einem kurzen, verlegenen Lachen. „Da war er anständig — die sind weg.“

„Mein Erbe — —?!“

Der Ausdruck, mit dem Elke diese wenigen Worte hervorstieß, machte Lorenzen stutzig; es lag darin eine Selbstständigkeit des Denkens, die er dem jungen Ding niemals zugetraut hätte.

„Du kriegst ja 'mal alles,“ sagte er begütigend. „Aber bar Geld ist doch auch nicht von Pappe.“

„Bar Geld läuft durch die Finger.“

Ihre kurzen und versteckten Vorwürfe machten ihn ärgerlich.

„Bin ich denn ein Verschwender?“

„Das darf ich doch nicht sagen, Vater,“ entgegnete Elke traurig.

„Siehst Du wohl, das kannst Du nicht behaupten! Es kommt ja alles dem Neubau zu gute — für die Dampfmühle.“

„Du wolltest die Mühle ja auch verkaufen —“

„Wollte, wollte! Nur für den Fall, daß wir die Chaussee nicht kriegen! Und dann ziehen wir in die Stadt — nach Tondern, oder wenn Du lieber magst, nach Flensburg.“

„Ich mag gar nicht, Vater. Ich bin hier geboren.“

„Sieh 'mal an, der Krät! Sei gut, Elke, ich schenke Dir auch ein neues Kleid!“

Er wollte zärtlich werden und streckte die Hand aus, aber Elke wich zurück.

„Ich glaube, es ist besser, daß Du beizeiten ins Bett gehst. Morgen wollen wir weiter von der Sache reden.“

Sie verließ die Stube, und Peter Lorenzen blieb in ziemlich bedrückten Umständen zurück.

„So'n Wiedehopf!“ sagte er halblaut. „Tanzt mir da vor der Nase herum, als wenn ich unter Kuratel wäre! Und dieses soll nun das vierte Gebot sein? Ich werde mich deswegen mit unserem Pastor benehmen müssen, daß er 'mal eine Predigt über die Kindesliebe hält, anstatt über die ewigen Theepütsche — —“

Die Thränen kamen ihm fast in die Augen — — er war sehr weichmütig.

Elke ging in die Küche. Sie kramte dort ein bißchen herum und sagte alsdann zu Margret Ingeborg: „Tante, ich glaube, der Regen hat aufgehört. Wie spät ist es?“

„So um sieben herum. Weshalb?“

„Ich muß noch ins Dorf.“

„Du bist wohl unklug! Das schwimmt ja alles draußen.“

„Ich ziehe Gummischuhe an.“

„Du lieber Gott, da siehst man, daß Du in die Stadt gehörscht. Jetzt kommen die Holzschuhe an die Reihe.“

„Nein,“ sagte Elke schauernd, „das Zeug werde ich nie an die Füße kriegen. Darin geht man ja wie ein Milpferd.“

„Das soll wohl auch im Stamme leben, als man sagt,“ meinte die Dienstmagd. „Wollen Mamfell denn allein losmanschen?“

„Ja, Dort, ich bleibe nicht lange.“

Man war schon daran gewöhnt, daß Elke ihre eigenen Wege ging — sie hatte ja niemals eine Mutter besessen.

In fünf Minuten war sie fertig und verließ die Mühle. Es waren von dort bis in das Dorf nur höchstens zehn Minuten, aber der Fußpfad über die Fennen stand zum Teil unter Wasser, Elke mußte den Fahrweg entlang, wo man aus Backsteinen einen schmalen Damm aufgemauert hatte.

Hier ging es sich leidlich in den Galoschen, zumal das Wetter sich ein wenig aufgehellt hatte und die nächsten Gegenstände zu erkennen waren; aber dann kam eine Stelle, wo der Damm aufhörte und der ganze Weg eine einzige breite Masse bildete.

Elke stand ratlos und blickte in den Grund; sollte sie denn wirklich gezwungen sein, diese greulichen Holzschuhe an ihre kleinen hübschen Füße zu ziehen?

„O, wenn wir doch die Chaussee hätten!“ sagte sie unwillkürlich.

Über ihr blasses Gesichtchen glitt ein wenig Mondlicht, und von der Seite her kam eine hohe dunkle Männergestalt. „Spf — Spf“ klang es bei jedem Schritt, beinahe, wie wenn zwei sich küssen.

„Bist Du das wirklich, Elke?“ sagte Das stehen bleibend. „Du kannst wohl nicht weiter?“

„Nein,“ entgegnete sie kläglich und blickte mit stillem Neid auf seine hohen Reitstiefel, „ich wollte, ich wäre ein Mann.“

„Ich nicht,“ meinte er lachend. „Wo willst Du denn jetzt noch hin?“

„Ins — ins Dorf.“

„Ich dachte schon, in die Nordsee. Es ist übrigens allerwärts gleich naß. Soll ich Dir helfen?“

„Ja, Das, wenn Du willst — — aber wie? Ich bin in Gummischuhen.“

„Das sehe ich. Unpraktisch! Die bleiben natürlich stecken.“

„Ich glaube, sie stecken schon.“

Das Nißen bückte sich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, umfaßte das schlanke Mädchen und hob es auf seine Arme.

„Anders geht es nicht,“ sagte er. „Übrigens bist Du wie eine Feder. Wie ist es denn möglich, daß so 'was im Schlamme stecken bleibt?“

Elke schrie ein wenig, dann hielt sie sich fest.

„Eine schöne Feder,“ meinte sie; „ich muß Dir furchtbar schwer werden. Geht es so besser?“

„Noch ein bißchen mehr den Arm um meinen Hals. So — quitsch quatsch!“

(Fortsetzung folgt.)

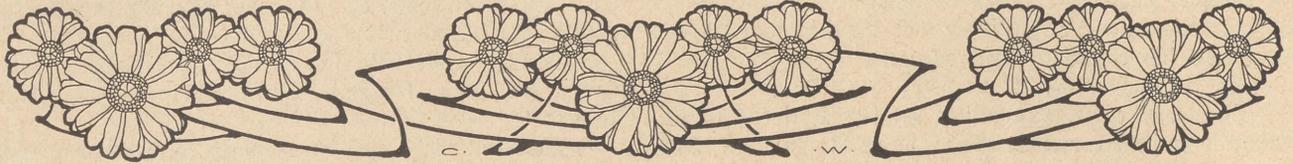
Auß der Einsamkeit.

Die Räder mahlen im weißen Sande,
Wo Birken träumen am Wegesrande,
Wo Königskerzen in stolzen Mengen,
Wegwart und Ginster sich blühend drängen.

Ein Rebhuhnvolk in den klaren Tag
Steigt auf mit schwirrendem Schwingenschlag,
Kartoffelfelder in grünen Breiten,
Darüber die Schwalben schwebend gleiten.

Eine arme Gegend, verträumt, verlassen,
Und doch ein Blühen in goldenen Massen!
Vom Duft der Lupine, dem Bettelkind,
Nimmt auf die Flügel der Sonnenwind
Der Stille Geheimnis, die liebliche Spende,
Hinauszutragen in ferne Gelände.

Anna Hindeldern.



Die preussische Armee im Jahre 1806.

Von Oberstleutnant W. von Bremen.

„Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind nicht mit ihr fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.“ So schrieb Preußens unbergeßliche Königin im Frühjahr 1808 an ihren Vater und hat damit einfacher und richtiger die Ursache des preussischen Zusammenbruchs gekennzeichnet, als dies in vielen gelehrten Geschichtsbüchern geschehen ist. Hier wurde uns immer nur gesagt, daß die gänzlich verrotteten Zustände in der preussischen Armee, der Uebermut und die Unwissenheit der Offiziere schuld an der Katastrophe gewesen seien. Die politischen Parteien erweiterten diese Ansicht noch dahin, daß der Adel, dem das damalige Offizierkorps fast ausschließlich angehörte, einzig und allein Preußen in den Abgrund gezogen habe. Erst in neuerer Zeit haben verdiente Männer es versucht, durch unparteiische Darstellungen der damaligen Heeresverhältnisse ein gerechteres Urteil zu begründen. Der bekannte Reorganisator der türkischen Armee, General Colmar von der Goltz, hatte dies schon vor längeren Jahren in einer Schrift „Kosbach und Jena“ getan. Ihm ist kürzlich der General von Boguslawski mit einer Veröffentlichung „Armee und Volk 1806“ gefolgt. Immer aber begegnet man selbst in der Armee wohlgestimmten Kreisen noch Urteilen über das preussische Heer von 1806, die nur bei wirklicher Unkenntnis jener Verhältnisse möglich sind und der Armee von damals bitter unrecht thun. Es möge daher eine kurze Schilderung des damaligen Zustandes dazu beitragen, auch hier Licht und Schatten besser erkennen zu lassen.

Die Heeresverfassung und Ergänzung beruhte auf denselben Grundsätzen, wie zur Zeit Friedrichs des Großen. Ein Teil der Soldaten bestand aus Inländern, die nach dem alten Kantonsreglement von 1733 bereits, wenn auch mit vielen Ausnahmen, wehrpflichtig waren, ein anderer aus geworbenen Ausländern. Letztere waren etwas in der Mehrzahl. Die Dienstzeit betrug allerdings zwanzig Jahre, von der aber immer nur jährlich etwa ein Monat, während der Exerzierzeit, bei der Fahne verbracht wurde, während der Soldat in der übrigen Zeit beurlaubt seinem Gewerbe nachging. So wurden aus den zwanzig Jahren thatsächlich etwa zwanzig Monate, d. h. weniger als heute. In der That ist daher die damalige Armee als ein Gemisch von Söldnern und Milizheer zu bezeichnen. Daß die Prügelstrafe noch sehr im Schwange war, ist richtig, in dessen muß man dabei bedenken, daß auch der Junker damals noch „gefuckelt“, d. h. mit der Degenklinge abgestraft wurde. Die großen Ueberlieferungen der fridericianischen Zeit waren durchaus nicht erloschen. Dagegen scheint die Einwirkung des Offiziers auf den gemeinen Mann nicht mehr so rege gewesen zu sein, wie Friedrich der Große dies immer betont hatte. Es fehlte der Geist, der von oben alles durchdrungen und lebendig hielt. Weder Friedrich Wilhelm II., noch Friedrich Wilhelm III. hatten es vermocht, in eifrigem Verhältnis zu ihrem Heere zu treten wie Friedrich, und das war eine der Ursachen des Niederganges.

Der Ertrag des Offizierkorps geschah ebenfalls im allgemeinen noch nach den gleichen Grundsätzen wie früher. Die meisten Offiziere gehörten dem Adel an, nur bei der Artillerie und den Husaren gab es viele Bürgerliche. Im ganzen zählte die Armee von 1806 nur 677 bürgerliche Offiziere. Die Erziehung der jungen Offiziere war sehr hart und rauh, aber trotzdem ist es eine der vielen falschen Behauptungen, daß es ihnen an Bildung gemangelt habe. Vielmehr war unter ihnen eifriges wissenschaftliches Streben, sowohl in militärischen wie in allgemeinen Wissenschaften reichlich vertreten. Wie vorteilhaft Goethe, bei dem man gewiß nicht eine Voreingenommenheit für den Offizierstand voraussetzen kann, darüber urteilt, zeigt uns die Charakterisierung seines „Hauptmanns“ in den Wahlverwandtschaften. „Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat“, heißt es dort unter anderem, also mußte ein solcher wohl nicht zu den Seltenheiten zählen. Häufig machte auch der junge Offizier damals Reisen ins Ausland zum Erwerben einer allgemeinen Bildung, viele Offiziere hatten im amerikanischen Kriege mitgekämpft. Zahlreich sind Dichter besonders aus ihren Kreisen hervorgegangen, so Ewald von Kleist, der Sänger des Frühlings, der als Major bei Kunersdorf fiel; Heinrich von Kleist, Eichendorff, Chamisso und viele andere hatten als Offiziere ihre Laufbahn begonnen. Zahlreiche kriegswissenschaftliche Handbücher und Werke zeugen von reger Teilnahme an den Fortschritten der Kriegswissenschaften, die um so mehr anzuerkennen ist, als der größte Teil der Offiziere in kleine Landstädte fern von allem Verkehr gebannt war. Ja, es ging durch das Offizierkorps von 1806 eine geistige Bewegung, die eifrig trachtete, die Erfahrungen

des amerikanischen Krieges und der glänzenden napoleonischen Feldzüge zu zeitgemäßen Reformen des Heerwesens, der Bewaffnung und der Taktik zu verwerten. Wir nennen nur zwei Namen, die diese Bewegung kennzeichnen: Heinrich von Bülow, der Bruder des späteren berühmten Bülow von Dennewitz, und Beerenhorst, ein Abkömmling des alten Dessauers, die in durchaus geistreicher Weise zum Teil das Hergebrachte verspotteten, zum Teil neue Grundlagen zu schaffen suchten. Und damit kommen wir auf den Eingang unserer Betrachtungen, auf das Wort der Königin Luise von dem Einschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs, und daß man nicht mit der Zeit fortgeschritten sei — ein Wort, das scheinbar im Widerspruch mit dem eben Gesagten zu stehen scheint und es doch nicht ist, denn man war diesmal nicht unten im Heere, sondern an höchster Stelle nicht mit fortgeschritten, und es kann nicht verschwiegen werden, daß hier den König eine Hauptschuld trifft. Aber nicht mangelnde Erkenntnis war es, sondern Mangel an Entschlußkraft, die ihn verhinderte, zeitgemäße Reformen einzuführen, derselbe Mangel an Entschlußkraft, der dann in zaudernder Politik und in Mangel an Energie bei der Leitung der Operationen sich so unheilvoll erweisen sollte.

Gerade aber in dem formellen Teil der Heereseinrichtung, im Exerzieren, im Fechten, im Schießen waren die geforderten Aenderungen dringend notwendig. Die straffen Formen fridericianischer Exerziertaktik, der berühmte „schräge Angriff“, ihrer Zeit die Mittel zum Siege, waren einem tirailierenden Heere, wie es das napoleonische seit zehn Jahren war, nicht mehr am Plage und immer mehr zu geistloser Spielerei ausgeartet. Und dennoch würde es selbst damit möglich gewesen sein, den Sieg zu erringen, wenn nicht die höhere Führung völlig verjagt hätte. Man hat auch wohl hierbei auf das zu hohe Alter der Generale hingewiesen. Auch das ist nicht zutreffend. Ihr Alter war durchschnittlich nicht wesentlich höher als in unseren glänzenden Feldzügen von 1866 und 1870. Aber der Mangel an Einheitslichkeit und Energie der Leitung wirkte nicht nur in der Schlacht, sondern vor allem auf dem Rückzuge zerstörend und hat zum größten Teil die späteren vielgeschmähten Kapitulationen mitverschuldet.

Der Geist der Offiziere und Soldaten, mit dem sie in den Krieg von 1806 zogen, war vortrefflich. Sie fochten sowohl bei Jena wie bei Auerstedt ihres alten Ruhmes würdig, wofür zahlreiche Zeugnisse auch aus den Reihen der Gegner vorliegen. Die Führung wußte aber die ursprünglichen Vorteile nicht auszunutzen, die Truppen avancierten eifrig fridericianisch bei dem berühmten Angriff auf Bierzeihenheiligen, aber mitten im Angriff ließ Höhenlohe halten und mit Salvenfeuer beginnen. Hätte man nur den Bajonettangriff fortgesetzt, wie Friedrich es so eindringlich gefordert hatte, man würde das Dorf, trotz der unzuweckmäßigen Kampfweise, erobert und der Tag eine andere Wendung genommen haben. So wurden aber die ungelenteten Bataillone von den versteckten französischen Plänklern wehrlos zusammengeschossen. Dasselbe wiederholte sich bei Auerstedt. Wie tapfer sich die Truppen schlugen, dafür sprechen nicht zuletzt ihre ungeheuren Verluste an Toten und Verwundeten. Aber auch ein Friedrich wurde geschlagen. Der Tag von Kolin war ebenso schlimm wie der von Jena, und doch folgten ihm nach fünf Monaten ein Kosbach und Leuthen. Nicht Jena hat daher die preussische Armee vernichtet, sondern der Rückzug, bei dem die feste Hand eines Friedrich fehlte.

Es kamen als naturgemäße Folge jenes auflösenden Rückzuges die Kapitulationen von Prenzlau und Lübeck, der Festungen Magdeburg, Küstrin, Stettin, Spandau und Hameln. Aber ihnen stehen die ruhmreichen Verteidigungen von Kolberg, Graudenz, Danzig, Silberberg und Glatz als ebensovielen glänzenden Zeugnissen gegenüber, daß mitten in dem Niedergange der alte Geist lebendig war. Und wie folgte dann der Aufschwung! Dieselben Männer, die bei Jena gefochten hatten, Gneisenau, Scharnhorst, Bücher, Boven, die zähneknirschend in dem Sturm mit fortgerissen worden waren: sie bauten im echten alten fridericianischen Geiste das Heer in neuen zeitgemäßen Formen auf. Hundert andere, deren Namen nicht so berühmt geworden sind, haben mitgewirkt, auch sie Kämpfer in dem unglücklichen Kriege und Zeugen dafür, daß nicht Mangel an Mut und Tapferkeit die Ursache der Niederlage gewesen ist.

Was die Königin Luise in demselben Briefe, den wir oben erwähnten, als ihres Herzens innerste Überzeugung aussprach: „Ich bin der Hoffnung, daß auf die jetzige schlimme Zeit eine bessere folgen wird“, sollte in Erfüllung gehen, leider aber auch ihre Ahnung, daß sie diese Zeit nicht erleben werde: „Dieses Ziel aber,“ schreibt sie, „scheint in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterven!“



Römerin. Nach dem Gemälde von F. A. v. Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Von der Ausstellung in Düsseldorf III.

Wohlfahrtspflege.

Neben der großen Industriehalle der Ausstellung, in der Nähe des schönen Alpenpanoramas vom Sulden- und Zillerthal, befindet sich die Halle I mit ungemein zahlreichen Ausstellungsgegenständen für Gesundheitspflege und Wohlfahrts-einrichtungen.

Sie zeigen dem Fachmann, daß die staatlichen und kommunalen Behörden, daß die großen Werke des Ausstellungsbezirktes und viele Arbeitgeber desselben, daß endlich die mannigfaltigsten Vereine es sich haben angelegen sein lassen, die sozialen Aufgaben, die die bedeutende wirtschaftliche Entwicklung von Rheinland und Westfalen ihnen gestellt hat, mit allem Ernst zu lösen.

Fast zwei Jahre haben die mit den einschlägigen Verhältnissen des Industriegebietes vertrautesten Männer in rastloser Thätigkeit gearbeitet, um diese erstaunliche Fülle von Material zusammen zu bringen, die für jeden Freund der Volkswohlfahrt eine Quelle gründlichen Studiums bildet. Daß freilich nicht alle Betriebe und Gemeinden, die Wohlfahrtsanstalten errichtet haben, in der Ausstellung vertreten sein können, ist bei deren großer Zahl wohl selbstverständlich. Es ist daher dankbar anzuerkennen, daß die Vorsitzenden der Gruppe, Dr. med. Hoffmann und Gewerbe-

inspektor H. Simon, durch ein umfassendes Werk eine Vervollständigung gegeben haben, das, wie die Denkschrift von Professor Albrecht anlässlich der Pariser Weltausstellung, für alle diejenigen, die sich über das gesamte Gebiet der Wohlfahrtspflege orientieren wollen, eine Fundgrube reicher Belehrung bilden wird.

Eine besondere Abteilung unter dem Vorsitz von Geh. Kommerzienrat Conze (Langenberg) und Pfarrer Lic. Weber (München-Gladbach) hat die Evangelische Liebesthätigkeit in Rheinland und Westfalen be-



Rheinisch-westfälischer Diakonissenverein Kaiserswerth.



Von der Ausstellung des Kreises Gelsenkirchen.



Mittelgruppe der Halle: Kaiser Wilhelm-Denkmal.

arbeitet, und der Vereinsgeistliche des Rheinischen Provinzial-Ausschusses für Innere Mission, Pfarrer vom Endt, bietet in einer Schrift mit gleichem Titel schätzbares Material nach dieser Seite hin.

Doch nun zur Ausstellung selbst. Den Mittelpunkt der ganzen Gruppe bildet eine künstlerisch schön ausgeführte Rotunde, in der ein großes Modell des Koblenzer Standbildes Kaiser Wilhelms I., des Begründers der deutschen Sozialpolitik, aufgestellt ist. Der Sockel trägt die schönen Worte:

„Sieger wie keiner zuvor
Dem mächtigsten Gegner ein Schrecken.
Hier im friedlichen Werk
Lebt er dem Schwächsten ein Freund.“

Sonst enthält dieser Raum nur noch die denkwürdigen Kaiserlichen Botschaften vom 17. November 1881 und vom 14. April 1883, die als Ausgangspunkt der Sozialpolitik des Reiches anzusehen sind, und die Thronreden Kaiser Wilhelms II. vom 25. Juni und vom 2. November

1888, in denen die Fortsetzung dieses Werkes verheißen wird. Die Gedanken aber des Inhaltes der ganzen Gruppe hat der Düffeldorfer Maler Hans Deiters an dem oberen

sich die Abbildungen von Altenhof, Alfredshof, Gaarden u. a. In recht praktischer Weise belehrt die Firma die Ausstellungsbesucher über ihre Wohlfahrts-Einrichtungen durch eine ganze Reihe von Stereoskopen, in denen die Photographieen hervorragender Gebäude zu sehen sind, und durch die ausgehängten Abbildungen und Baupläne errichteter Wohngebäude, Speise- und Konsumanstalten zc. Die Häuser sind zum Teil villenähnliche Bauten, die in ihrer Farbenmannigfaltigkeit höchst ansprechend wirken. Die Übelstände des sogenannten Kasernensystems sind möglichst gemildert durch abgeforderte Wohnungen; in einzelnen Kolonien, z. B. in Brandenbusch und Alfredshof, wo der Grund und Boden nicht zu teuer war, ist das Einfamilienhaus vorherrschend. Schön ist der ungemein stilvolle Altenhof, der für die Invaliden der Arbeit bestimmt ist. Dort sind für Ehepaare Familienwohnungen, für die Wittven besondere Wohnungen bestimmt, und es ist ein Pfündnerhaus vorhanden, in dem die alten Männer ein trauliches Heim finden. Im zweiten Ausstellungsraum sehen wir aus-



Kruppsche Ausstellungsräume für Wohlfahrts-Einrichtungen.

Teil des Raumes in schönen Friesen versinnbildlicht, durch die der Künstler nach seiner eigenen Erklärung die Arbeiterversicherungs-Gesetze, die Wohnungs- und Gesundheitspflege und die Volksgärten, die Bäder- und Krankenpflege darstellen wollte. Diesem prächtigen Raum gegenüber befindet sich die Ausstellung des Reiches. In drei Tafeln, die Excellenz Graf von Posadowsky zur Verfügung gestellt hat, werden in instruktiver Weise die segensreichen Wirkungen der großen Versicherungsgesetze des Staates zur Anschauung gebracht.

Von den weiteren Trägern der Wohlfahrtspflege sind besonders die Kreise und die Städte reich vertreten. Es kann natürlich in diesem nur orientierenden Aufsatz nicht die Rede davon sein, sämtliche ausgestellten Objekte anzuführen, sondern wir müssen uns begnügen, auf die grundlegenden, lehrreichsten und schönsten derselben aufmerksam zu machen.

Bewundernswert ist die Ausstellung des Kreises Gelsenkirchen, der nicht weniger wie acht Volksgärten in den verschiedensten Gemeinden errichtet hat.

Von den Städten haben zum Teil hervorragend ausgestellt: Aachen (Burtscheid), Bielefeld, Bonn, Crefeld, Dortmund, Düren, Duisburg, Elberfeld, Geldern, Köln, M.-Gladbach, Rees, Wiesbaden, Xanten.

Am meisten gefallen die Ausstellungen der Städte Elberfeld und Düren, besonders bei der letzteren wirkt die Gesamtdarstellung künstlerisch, und die Gruppierung ist ungemein übersichtlich. Sehr interessant sind die sogenannten Monatsgegenstände der Kleinkinderschule, in der geschlossene Kreise abgehandelt werden, wie Bäcker, Wind, Markt, Biene, alles mit den zugehörigen Modellen, die den Kleinen Belehrung über die mannigfaltigsten Vorgänge des Lebens geben.

Von den großen Arbeitgebern ist an erster Reihe die Firma Fr. Krupp in Essen a. d. Ruhr zu nennen. Die Gegenstände der Wohlfahrtspflege dieser Firma sind in den oberen Räumen der großen Kruppschen Halle ausgestellt. Der erste geschmackvoll eingerichtete Raum ist mit einem Modell des Denkmals von Alfred Krupp in Essen (eingeweiht 1892) geschmückt, und an den Wänden befinden

gelegte Arbeiten der Kruppschen Industrieschulen, deren Feinheit und sorgfältige Ausführung von den Damen besonders bewundert wird. Dazu ein Muster einer Bibliotheksanlage, wie sie auf dem Werke in Gebrauch ist.

In demselben Raume sind auch noch Abbildungen von den praktischen Spareinrichtungen des Werkes gegeben, und drei Tafeln an der Wand veranschaulichen die großartigen Beiträge der Firma für Wohlfahrtszwecke. In den Jahren 1890 bis 1900 betragen die Gesamtleistungen von der Firma 27760000 Mark, von den Arbeitern 11 Millionen Mark, von den Beamten 1990000 Mark. Die Firma allein gab in dieser Zeit für Bildungszwecke $1\frac{1}{4}$ Million, für Spareinrichtungen und Erholungen $1\frac{3}{4}$ Million und für Wohnungen $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Die Einrichtung eines Kruppschen Doppelhauses ist in der Nähe des Rheinthores ausgestellt.

Daß natürlich auch die anderen Werke der rheinisch-westfälischen Großindustrie, die mit ihren Riesenbauten die schöne Hauptstraße der Ausstellung begrenzen, in der Wohlfahrtspflege zum Teil Hervorragendes geleistet haben, ist aus den in diesen Gebäuden befindlichen Objekten zu entnehmen. So bringt der Bochumer Verein ein wunderschönes Panorama von einer Arbeiterkolonie und in Gruppe XXI



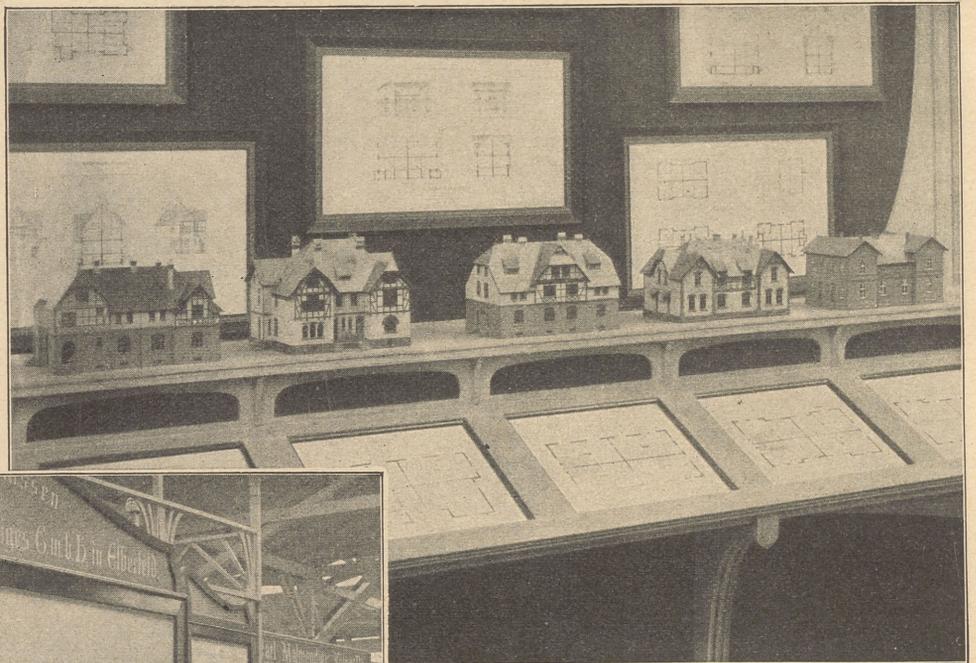
Arbeiterhaus (Fr. Krupp). Rechts das Kanonenboot „Panther“.

noch eine Tafel mit Abbildungen eines Arbeiter-Wohn- und Speisehauses. Die Gutehoffnungshütte hat Bilder von Arbeiterhäusern ausgestellt, der Hörder-Verein gibt in einer

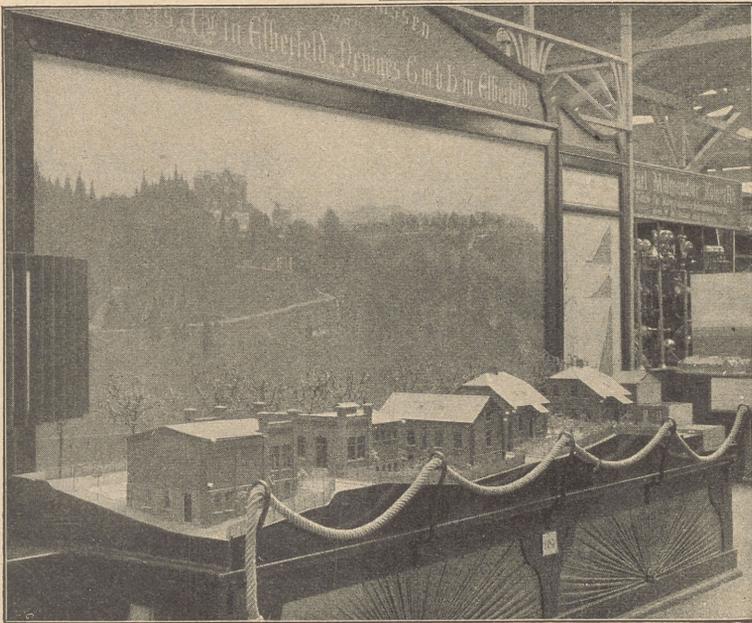
Schrift Mitteilungen über 220 Wohnhäuser mit 762 Einzelwohnungen, über eine Arbeiterkaserne und ein Hüttenkasino für Beamte.

In großartiger Weise gibt der Verein für bergbauliche Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund durch Modelle, Bilder, Zeichnungen und Schriften Kunde von seiner Thätigkeit in Bezug auf Wohlfahrtspflege für die Bergarbeiter. Danach stellte sich für die von Arbeitern erbauten Häuser der Zuschuß der Werke bis Schluß 1900 auf 2 930 000 Mark. Errichtet sind außerdem noch 22 Arbeiterkolonien, so daß 17 Prozent der Bergleute mit Familien ein eigenes Wohnhaus haben, 21,1 Prozent in Kolonien wohnen. — Die übrigen größeren Werke des Ausstellungsbezirktes haben in Gruppe XXI zum Teil überaus beherrschende Modelle und Abbildungen gegeben, so die Fabriken von D. Peters & Co. in Elberfeld und Neviges.

Die Farbwarenfabriken vorm. Bayer & Co., Elberfeld, die für Haushaltungsschulen, Altersprämien und Krankenkassen, Speiseanstalten und Arbeiterheime reiche Mittel aufgewendet haben, stellen ein großes Modell ihrer verschiedensten Wohlfahrtseinrichtungen aus, ebenso die Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke zu Böcklingen a. d. Saar.



Wohlfahrtseinrichtungen der Farbfabrik vorm. Bayer & Co. in Elberfeld.



Wohlfahrtseinrichtungen von D. Peters & Co. in Elberfeld-Neviges.

Die Gerresheimer Glashüttenwerke vorm. Ferd. Hege haben eine besondere Koje künstlerisch ausgestattet mit den Abbildungen ihrer Wohlfahrtseinrichtungen. Noch viele Werke verdienen es, hier wegen ihrer edlen Bestrebungen angeführt zu werden, aber der beschränkte Raum verbietet es.

Von der großen Zahl von Vereinen, die im Ausstellungsbezirk thätig sind, bringt ungemein lehrreiches Material der Niederrheinische Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der 1869 gegründet ist. Der Verein hat die Entwicklung der Hygiene in den westlichen Provinzen des Landes angeregt und wesentlich gefördert. Seine Ausstellung enthält neun kartographische Darstellungen, von denen zwei die Verminderung der Sterblichkeit in den letzten Jahrzehnten zeigen. Aus diesen Tafeln tritt deutlich der Gewinn an Menschenleben in den verschiedensten Altersstufen zu Tage. Eine dritte Tafel zeigt die Verminderung der Sterblichkeit an Infektionskrank-

heiten. Dazu kommen noch Tafeln über Verbreitung der Wasserleitungen, Entwässerungsanlagen, Badeanstalten, Schlachthäuser, Stadtwälder und Volksheilstätten zc.

Eine reichhaltige Ausstellung von Plänen, Modellen zc. bietet der Rheinische Verein zur Förderung des Arbeiterwohnungswezens, der in segensreicher Thätigkeit die vorhandenen Bauvereine zusammengefaßt und neue gegründet hat. Am 1. Januar 1902 gehörten ihm an 275 Mitglieder, darunter 100 Behörden und 76 Bauvereine; 7211 Familienwohnungen sind hergestellt. Dem Verein ist es gelungen, eine sehr schöne Sammelausstellung von einer großen Reihe von Spar- und Bauvereinen zu stande zu bringen und, was noch viel dankenswerter ist, nicht nur Modelle, sondern

auch fünf wirklich ausgeführte, praktische Arbeiterwohnhäuser zu zeigen.

Sehr wertvoll war auch der vom Verein 1901 ausgeschriebene Wettbewerb für muster-gültige Wohnungseinrichtungen der Arbeiter. Die vier preisgekrönten Entwürfe sind ausgeführt und stehen in den Häusern zur Ansicht. Auch der schon 1886 durch Pastor von Bodelschwingh (Bethel bei Bielefeld) gegründete Verein „Arbeiterheim“, der bisher 146 Häuser im Werte von 1 Million Mark gebaut hat, bringt Pläne von Wohnhäusern. Viel Interesse finden auch die anatomischen Tafeln des deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke, die die Wirkungen des Alkoholmißbrauches demonstrieren wollen.

Die große Fülle der noch vorhandenen Vereine hier zu nennen, ist unmöglich, es sollen nur noch erwähnt werden der bergische Verein für Gemeinwohl, Verein Arbeiterwohl, Verein für christliche Volksbildung, Evangel. Diakonieverein, der westdeutsche Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, Frankfurter Volksbibliotheken und Lesehallen. Alle diese haben Pläne, Statistiken und Schriften ausgelegt, deren reiches Material zum Studium nur empfohlen werden kann.

Run kommen wir zur Doppelkoje der Ausstellung für Innere Mission (Evangelische Liebesthätigkeit) in Rheinland und Westfalen. Der unermüdete Arbeiter in den meisten Gebieten derselben, Pfarrer Lic. Weber-M.-Glabbach, hat diese Ausstellung angeregt, und es ist ihm unter Mitwirkung des Vereinsgeistlichen, Pastor vom Endt, gelungen, über vierzig der bekanntesten Anstalten und Vereine in schöner Gruppierung zusammenzufassen.

Auf der äußeren Seite dieses Raumes sehen wir die ausgestellte große Tafel des Westfälischen Herbergsverbandes (gegründet 1883 durch Pastor von Bodelschwingh, Schriftführer Pastor Mörchen, Bethel bei Bielefeld) mit seinen 29 Herbergen und 26 Wanderarbeitsstätten.

Das Gruppenbild enthält Ansichten der Herbergen, der Wanderkarte, Bepflanzungsstationen und Arbeiterkolonien. Das Rheinland darf sich rühmen, die Wiege des christlichen Herbergswesens zu sein, denn am 21. Mai 1854 wurde von Professor Dr.

Dr. Clemens Theodor Berthes die erste Herberge zur Heimat gegründet; jetzt zählt dieser Verband 27 Herbergen und hat 1900 251 600

Durchreisende beherbergt. Im Innern der Doppelkoje finden wir die Ausstellungen der Diakonissenhäuser. Zuerst das 1836 durch Pastor Fliedner gegründete, ferner die Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta bei Bielefeld, die seit 1869 besteht.

Ferner sind noch Ansichten da vom Evangelischen Diakonissenhause für die Grafschaft Mark und das Siegerland in Witten a./Ruhr (1890 gegründet) und von der Diakonissen-Anstalt zu Duisburg.

Dazu kommen noch die Ausstellungen einer ganzen Reihe von Heil- und Pflgeanstalten, wie der „Tannenhof bei Lüttringhausen“ mit seinen schönen Anlagen und der herrlichen Umgebung, die Idioten-Pflgeanstalt „Hephata“ zu M.-Gladbach, das Westfälische Blödenheim „Wittekindshof“. Verschiedene Kinderheime und Kleinkinderschulen von Düsseldorf, Schwelm u. a. sind ebenfalls vertreten, desgleichen an Erziehungsanstalten das Friedrich Wilhelm-Stift zu Hamm, die Rettungsanstalt Düsseldorf u. a.

An Alumnaten finden wir das Martinsstift Fiehl bei

Mörs, das Lutherhaus in Trarbach, das bergische Alumnat in Lennepe, das Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein.

Der westdeutsche Jünglingsbund hat eine ganz vortreffliche Karte ausgearbeitet, auf der durch farbige Darstellung die Verbreitung der Jünglingsvereine in den einzelnen Kreisverbänden überaus klar zu sehen ist. Dazu sind sämtliche Schriften seines Verlags ausgelegt. Endlich sind noch die Evangelischen Arbeitervereine von Rheinland und Westfalen vertreten und der Evangelische Arbeiterbund.

Auch die wunderschöne Verbandsanstalt der Evangelischen Arbeitervereine, Bolmarstein (Erholungs- und Genesungsheim), hat Zeichnungen, Abbildungen und Schriften ausgelegt.

Daß das Ganze auch für die Ausstellung selbst sozial anregend gewirkt hat, beweist das kleine, aber nett und gemütlich eingerichtete Er-

holungshaus für die weiblichen Angestellten auf der Ausstellung.

Aus der ganzen Ausstellung für die Wohlfahrtspflege gewinnt man die Überzeugung, daß zwar Bedeutsames in dieser Sache geschehen, daß aber noch manche Aufgabe zu lösen übrig ist. Wenn wir auch nie so weit kommen werden, daß, wie Graf Posadowsky in das aufliegende Fremdenbuch des Kruppschen Arbeiterhauses geschrieben hat, jeder Deutsche ein solches Heim sein eigen nennt, so sollte doch das Ziel das sein, daß jeder Arbeiter, der fleißig und solide ist, die Möglichkeit hat, ein solches Heim für seine Familie sich zu erwerben. Jedenfalls hat er erreicht, wie der Oberbürgermeister von Düsseldorf kürzlich gesagt hat, daß das Bewußtsein unserer sozialen Pflichten im Bürgertum mächtig geworden ist und daß wir, nach einem Ausspruch des Handelsministers Möller, mit ruhigem Gewissen uns der Arbeiterbewegung gegenüberstellen können.

Prof. Utgenannt.



Von der Ausstellung der Inneren Mission.

In den Wäldern der Ostmark.

Erzählung von Hans von Boddien. (Schluß.)

„Ich hatte nicht viel Zeit zur Einrichtung für Ihren Besuch, Herr Oberforstmeister. Sie wissen, daß ich erst eben von der Badereise komme,“ sagte der Assessor.

„Sie sollten sich noch in acht nehmen.“

„Ich denke wieder dienstfähig zu sein, und da ich mich erst in drei Wochen zu meiner anderweiten Beschäftigung in Königsberg zu melden habe, wenigstens einiges für die neuen Organisationen hier noch thun zu können. — Wie wird es mit dem Hegemeister, meinem lieben alten Nachbarn?“

„Wenn sein Revier auf die herzogliche Verwaltung übergeht, tritt er mit vollem Gehalt in den Ruhestand.“

„Es wird ihm doch sehr schwer werden, sich von seinem Walde zu trennen. — Ihr alter Oberförster hier geht nun also auch definitiv ab. Haben Herr Oberforstmeister denn schon einen Nachfolger für ihn bestimmt? Sie werden nach der großen Arrondierung durch den Zukauf des gräflichen Reviers einen tüchtigen Mann hier brauchen. Es wäre gut, wenn ich ihn noch orientieren könnte.“

„Nein, meine thüringischen Herren passen alle nicht hierher. Ich habe aber gedacht —“ der Oberforstmeister

vollendete den Satz nicht. Nach einer Weile begann er wieder: „Wie ist das mit dem Herrn Brand eigentlich gekommen? Was hatten Sie mit ihm?“

„Als ich an dem verhängnisvollen Sonntage nach dem Zusammentreffen mit den Wilddieben in die Hegemeisterei kam, traf ich die junge Dame, die Sie dort gesehen, vor ihm flüchtend, und die Situation ließ keinen Zweifel, daß er sie schwer beleidigte. Daß ich ihm da einen Schlag ins Gesicht gegeben, ist ja bekannt. Es war eine unglückliche Verkettung von Umständen, die den Mann bei seinem Charakter von Stufe zu Stufe in die Hand dieses Wilegalla getrieben hat und bis zum Meineid. Er hat sein Unrecht mit dem Tode gesühnt.“

„Und Sie das Ihrige mit der Gesundheit?“

Waldburg sah nachdenklich ins Feuer. Er sagte nichts. Was alles in der langen Zeit, an todesnahen Tagen und in schlaflosen Nächten, nicht nur über der Anderen, sondern auch über sein Recht und Unrecht bei den verschiedenen Vorgängen durch seine feinfühligte Seele gegangen war, das auszusprechen war hier nicht der Ort. Auch das sagte er nicht, daß er es

war, der das einsame Grab des Mannes an der Kirchhofsmauer pflegen ließ.

Der Oberforstmeister begann wieder: „Glauben Sie, daß jetzt hier Ruhe bleiben wird, oder sollte die Feindschaft mit den polnischen Leuten nicht noch böse Früchte tragen?“

„Ich glaube nicht. Es ist jetzt kein Hezer in Dombrowka. Auch der Propst wird schon aus Klugheit keine Feindschaft mit der Herrschaft schüren, wenngleich er nie ihr Freund werden wird, so lange sie deutsche Beamte anstellt. Die kleinen Leute aber sind abhängig von mancherlei Gefälligkeiten der Herrschaft. Die Gemeinde braucht Kies zur Wegeverbesserung, der Bauer einen Stangenhaufen, der Arme Waldstreu und Winterarbeit im Forst. Warum sollte man sich nicht vertragen? Die Herrschaft braucht die Leute ja auch, und sie sind anspruchslos und brauchbar, unsere eigentlichen Klasterschläger meist auch anhänglich.“

„Bis zu dem Augenblick, wo sie saufen und die polnische Unzuverlässigkeit durchbricht?“

„Mit Unterschied, Herr Oberforstmeister. Es gibt hier, wie überall, unter den Menschen Schwarze und Weiße. Die meisten sind auch hier schwarz oder weiß, je nachdem man sie herumdreht und ansieht. Sie begegnen uns wie die Kinder den Lehrern und wissen auf die Dauer ebenso genau wie jene, was sie von uns, unserem Wohlwollen und unserer Gerechtigkeit zu halten haben.“

„Und Sie wollten auf die Dauer mit ihnen fertig werden?“

„Ich denke, ja.“

„Dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Bleiben Sie hier! — Wir stellen Sie als Oberförster an. Sie rangieren mit unseren Herren in Thüringen und erhalten eine Ortszulage, die Sie jedenfalls besser stellt als im preussischen Staatsdienst.“ —

„Herr Oberforstmeister!“ — Waldburg stand auf.

Der andere aber fuhr fort: „Ich will heute abend keine Antwort, bedenken Sie die Sache bis morgen nach der Frühpirsche.“ —

Es dämmerte: Der Hirsch schrie in langen tiefen Tönen gegen einen Stangenort, daß der Nachhall zu ihm zurückkam. Dann setzte er von neuem ein, und der Wald zitterte wie von mächtigem Orgelklang. Der Mond verblaßte. Der Nebel sank zur Erde. — Eine Büchse knallte. Das Echo scholl von Hügel zu Hügel. Es prasselte durch die Schonung wie die wilde Jagd: Geweihklappern, Reifignacken — ein dumpfes Zusammenbrechen und Verröcheln.

Der Oberforstmeister und Waldburg standen bei dem verendenden Hirsch. Waldburg zog den Kopf, der zwischen Kiefern und Wachholderbüschen eingeschoben war, heraus, brach ein Kiefernweiglein ab, reichte dem Oberforstmeister den Bruch und sagte lächelnd: „Wenn ich die Frühpirsche als beendet rechnen darf, möchte ich meinem Herrn Oberforstmeister zum Bierzehner und mir zum Oberförster gratulieren.“

„Top! Und Waidmannsheil zum nächsten Bierzehner, den Sie hier strecken!“ entgegnete der Oberforstmeister.

Anna saß gegen Abend auf einem großen bemoosten Stein. Unter ihr lag Tannau, und der Schornstein sandte den Rauch ferkengerade gen Himmel wie an jenem Frühlingmorgen, als Waldburg mit Brand bei ihnen eintrat. Das junge Mädchen sah gesenkten Hauptes hinab auf die Dächer und Wipfel. Ihr Blick schweifte bis über die Warthe; dort hinten, das waren die alten Kastanien, die ihre Geburtsstätte überschatteten.

Nun sollte sie fort aus dem Walde, sollte die geheimnisvollen Geschichten nicht mehr vernehmen, die der von den Nadeln fallende Tropfen beim Nebel erzählt, das Knarren der Stämme und das Rauhsen der Wipfel beim Sturm, sollte die eigenartige Musik der Drosseln, Finken und Grasmücken im Sonnenschein, der Nachtschwalben und Eulen bei Nacht nicht mehr hören. Statt des Schreckens der Rehe und des Schreies der Hirsche sollte sie wieder Droschkengerassel und Maschinenpfeifen, statt des Walddüstes Staub und Qualm gewöhnt werden. Ach, heute hatte sie kein Fernweh nach der

großen Stadt, nein, ein Grauen davor und ein namenloses Heimweh überkam sie nach dieser lieben alten Waldeinsamkeit, noch ehe sie von ihr geschieden war.

Einige dürftige Herbstblumen lagen in ihrem Schoß, und mechanisch zerpflückte sie eine davon; dann stützte sie die Stirn in die Hand und summete „Des Sommers letzte Rose“ vor sich hin. Da hörte sie Schritte: Der Großvater kam aus dem Wald. „Kind, was sitzt Du noch hier?“ sagte der alte Mann, der gebückter ging als sonst, setzte sich aber neben sie.

Sie reichte ihm die Hand, und nun sahen sie beide hinab ins Thal. Nach einer Weile begann der Greis: „Ob ich nicht nach Berlin hinüber fahre? Ich möchte den Grafen doch noch 'mal sehen! Ach, daß er gar nicht einmal mehr hergekommen ist!“

„Er hat sich den Abschied ersparen wollen, der ihm auch schwer geworden wäre, Großvater.“

„Ja, ja, der Abschied!“ gab der Alte zurück. „Man hat schon von so vielem Abschied nehmen müssen, was alles unter der Erde liegt, daß man sich doch nicht mehr ungebärdig stellen sollte. Aber man bleibt ein Kind.“

Das Mädchen streichelte dem alten Mann die Wange, sie fühlte eine Thräne darauf. Nur als Kind an ihrer Mutter Sarge hatte sie ihn weinen sehen.

„Laß nur, mein Liebling,“ fuhr er fort, „ich freue mich doch für Dich auf die Stadt.“

„Nein, Großvater,“ erwiderte sie, „tausendmal nein! Ich will nicht fort. Hier ist meine Heimat, hier bin ich dem lieben Gott nah. Ich habe es in der letzten Zeit dieser Heimat tausendmal abgebeten, wenn ich einmal hinauswollte. Was soll ich in der Stadt unter fremden Menschen? Ich habe gelernt, daß dort die Eitelkeit wohnt, und ich möchte um alles in der Welt nicht wieder eitel werden.“ — Sie warf sich an die Brust des Großvaters.

„Ich weiß schon,“ sagte er, „mein gutes Kind hat in diesem Sommer auch seine Erfahrungen gemacht. Sei ruhig! Sieh einmal da hinüber!“ — Wo sich jenseit der Warthe der Buchenwald aufbaute, schaute zwischen dem dunklen Abendgewölk ein weites Himmelsthor voll gelbem Licht hervor. Bleiern dämmerte es sonst von allen Seiten herein. „Siehst Du, da ist die Sonne untergegangen. Vor mir liegt es auch wie das schwarze Thal da unten, aber hinter dem Fluß sehe ich das Thor der Ewigkeit. Ich bin bereit, durch den Fluß zu gehen und an das Thor zu klopfen. Ich denke, der barmherzige Heiland wird wohl aufmachen und mich die ewige Sonne sehen lassen. Hier im Diesseits wird es Nacht. — Laß uns nach Hause gehen.“

Und sie gingen.

Anna setzte sich unten ans Klavier und sang: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.“ Sie dachte dabei ihrer Mutter, des alten Großvaters, der auf dem Wege aus dieser Welt war, und des Mannes, von dem sie wußte, daß er nun auch bald aus der Gegend fortgehen sollte. Es war ihr, als ob sie ihre Jugend begrübe. Sie trat ans Fenster und sah in den Mondschein hinaus.

Ein Kauz, ihr guter alter Bekannter, den sie den Hausgeist nannte, schwebte gerade an der Mondscheibe vorüber über den Bäumen des Gartens und setzte sich auf einen der obersten Zweige ihr gegenüber. „Lebewohl!“ sagte auch er, und ihr war, als wenn er ihr noch einmal all das erzählte, was jüngst vorgegangen war bis zu dem Tage zurück, wo Waldburg hier gestanden und gesagt hatte, ihr solle niemand wieder ein Haar krümmen — er, der nun doch — ging, wie ein Gestirn, das klar und hoch über uns gestanden, hinter einer Nebelbank versinkt. Ja, es zog alles noch einmal an ihr vorbei, auch wie der schreckliche Andere so plötzlich in die Thür getreten war, dieselbe, die jetzt da im Dunkel des Zimmers hinter ihr lag. Sie schrak zusammen: War es nicht, als wenn jemand gepocht hätte und als wenn die Thür wieder, wie damals, aufginge? — Es

überließ sie, als ob sie beim Umwenden ein schreckliches Gespenst sehen sollte.

„Fräulein Anna!“ drang es verhalten an ihr Ohr.

Sie fuhr herum. „Sie, Herr Waldburg? — Sie haben mich erschreckt.“

„Ja, ich komme wie der Dieb in der Nacht. Ich konnte nicht früher, habe eben den Oberforstmeister zur Bahn gebracht.“

„Und kommen gleich zu uns heran! Das ist lieb!“ antwortete Anna, während sie die Lampe anzündete.

„Ich wollte —“

„Doch nicht Abschied nehmen?“ meinte sie und reichte ihm die Rechte. „Ihre Hand ist kalt, und Sie sehen an-

hier lieb ist, in der Hand eines Freundes, und Sie sehen auch einmal nach unseren Gräbern. Weiß es der Großvater schon?“

„Ich sprach eben mit ihm, er schickte mich zu Ihnen.“

„O, Sie müssen uns dann einmal schreiben, wie es hier aussieht. Dann geht man wenigstens im Geist wieder aus der schrecklichen Stadt — Gott weiß, in welche wir ziehen — mit Ihnen durch den grünen Wald und hört auch von Ihrem Ergehen. Ihnen will ich unseren Wald gönnen. — Sie werden auch für Franz weiter sorgen, das müssen Sie mir versprechen. Und wenn Sie durch die Pflanzungen des Großvaters gehen, zu den Fischteichen und allem, was er hier geschaffen, dann denken Sie einmal an ihn! Und wenn Sie



Am Strand. Nach dem Gemälde von J. F. Marzhal.
(Copyright 1901 by Franz Hanfstaengl in München.)

gegriffen aus. Sehen Sie sich — Sie sollten sich noch schonen. — Ach, welch trauriges Wiedersehen! Uns hier ist sehr schwer ums Herz, Herr Waldburg!“

„Mir gar nicht, Fräulein Anna!“

Sie sah ihn verwundert an. Daß der Abschied ihm schwer würde und daß er ein wenig mit ihrem Großvater und ihr selbst empfindet, darauf hatte sie doch gerechnet. Sie hatten also hier niemand, der sie verstand — außer Franz, dem guten Jungen, der umher ging, nicht aß und nicht trank. — „Sie gehen gern nach Ostpreußen?“ sagte sie.

„Nein, gar nicht, Fräulein Anna! Ich bleibe hier. Ich werde hier herzoglicher Oberförster.“

„O, wie mich das freut, Herr Waldburg! Ich gratuliere von ganzem Herzen! Nun bleibt doch alles, was uns

oben vom grünen Stein über Tannau und das Warthetal hinsehen —“

„Dann soll ich an Sie nicht denken. Nicht wahr? Ja, wie ist mir denn? Gehen Sie denn nicht gern dahin, wo Sie doch viel mehr vom Leben haben, als hier in der Einöde, in der Sie mit all Ihren Gaben versauern können?“

„Ach, Herr Waldburg, das ist schlecht von Ihnen. Sie wissen ja, ich wollte gern hier arbeiten und könnte dabei singen, so froh wie die Heidelerchen. Was gibt denn Genügen? Arbeit für liebe Menschen, da, wo man zu Hause ist. In Gottes Natur ist überdies mehr Abwechslung als in der grauen Stadt.“ — Sie wandte sich ab und sah wieder durchs Fenster hinaus.

Da nahm er ihre Hand: „Warum wollen Sie denn

fort, Anna? Kommen Sie mit mir in die Oberförsterei! Für den Großvater ist oben bei uns dann noch ein Stübchen, und einen Belauf Tannau könnte Franz wohl versehen.“

„Herr Waldburg!“ —

„Anna!“ —

Ihr blonder Kopf lag an seinem Herzen. Er küßte ihre Stirn und dann ihre Lippen, und sie hing an ihm mit der Wonne des jungfräulichen Herzens, das, ach, nach Liebe gedurstet hatte, seit sie zum letztenmal das Wort „Mutter“ gerufen hatte.

Der Mond schien ins Fenster. Der Waldbauz sah wie verwundert vom Apfelbaum und hob sich lautlos davon.

Als Waldburg diesen Abend die Treppe der Oberförsterei hinauf stieg, sang er vor sich hin: „Ich schieß' den Hirsch — und dennoch schlug die Liebe mir ins wilde Jägerblut.“

Schwester Marie hörte es und brauchte nicht zu fragen, warum. Sie hatte gewußt, daß er genau so kommen würde.

Das Schloß auf dem ehemals gräflichen Hauptgut war zum herzoglichen Jagdschloß geworden. Heute aber war mit höchster Erlaubnis Hochzeit darin. Im klingenden Schlitten waren sie aus der Kapelle zurückgekommen, die blonde Braut mit den rosigen Wangen an der Seite des stattlichen Oberförstere. Die Waldhörner der Jägerei hatten sie an der Freitreppe mit schmetterndem Firsstengruß empfangen, daß

das Echo vom beschneiten Park zurückscholl. — Nun saß man um die strahlende Festtafel, und die frohen Reden hatten bei schäumendem Wein und Gläserklang die Stimmung gehoben.

Da stand der Herr Oberförster noch einmal auf und brachte ein Glas dem, der am untersten Ende der Tafel saß und ohne den kein Licht in das Dunkel des traurigen Maisonnetags gekommen wäre, dem braven Franz.

Als aber das Hoch auf ihn verklungen war, schlug dieser ans Glas, und es zwinkerte einmal wieder in seinen Augenwinkeln. Er bedankte sich, trank auf das Wohl des jungen Paars und der ganzen Oberförsterei, konnte aber sein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß die Frau Oberförsterin ihren Ehestand mit „Schulden“ anfing, „denn“, sagte er, „sie hat mir damals versprochen, wenn ich die Sache herausbrächte, sollte ich bekommen, was ich wollte. Das hat sie rascher vergessen als ich.“

„Nun dann heraus mit der Forderung“, rief der Oberförster, „wenn's kein Königreich ist!“

Franz aber richtete sich hoch auf und sagte: „Freilich ein Königreich! Ein Kuß von der Frau Oberförsterin!“

„Der König soll antreten“, kommandierte der Oberförster. „Morgen werde ich Seiner Majestät aber ein kaltes Reich draußen antweisen!“

Der lange Jüngling bekam den Kuß, und die Musik mußte einen Tusch dazu blasen.

Deutscher Sang und deutsches Lied.

Ein Geleitwort zum sechsten allgemeinen deutschen Sängerbundesfeste in Graz, Juli 1902.

Von Dr. Curt Rudolf Kreuzhner.*

In den letzten Julitagen dieses Jahres eilen aus allen Gauen Deutschlands und Deutsch-Osterreichs Tausende sangesfroher Männer nach der Hauptstadt der hochgepriesenen Steiermark zur Feier des sechsten deutschen Sängerbundesfestes. Dieses Fest, das nach fünfjähriger Pause seinem Vorgänger, dem 1897 in Stuttgart abgehaltenen Sängerbundesfeste folgt, ist ein Ereignis, das — trotz der seit Gründung des Deutschen Reiches veränderten politischen Verhältnissen — unendlich weit über die Bedeutung der Veranstaltungen hinausgeht, die man wohl gelegentlich geringschätzig mit den Worten „Sänger-, Schützen- und Turnerfeste“ abthut.

Bei lokalen Feiern dieser Art mag manchmal der reine Vergnügungszweck einen Anteil nehmen, dessen Höhe nicht untersucht werden soll, aber immerhin bedeutend genug ist, um jedem klar zu machen, daß nicht immer lediglich idealer Gedankenflug das treibende Moment ist. Den großen Feiern des deutschen Sängerbundes, der seit seiner vor gerade vierzig Jahren erfolgten Gründung nunmehr zum sechsten Male seine Mitglieder aus Nord und Süd zu einem erhebenden Feste eint, kann man aber die Anerkennung reiner und edler, vom nationalen Hochgefühl getragener Motive nicht versagen. Man ist in den Zeiten nationaler Blüte, wie sie dem plötzlichen, fast unerwarteten Aufschwung eines Volkes wie des deutschen im XIX. Jahrhundert folgen, nur zu leicht geneigt, das Verdienst einzelner hervorragender Persönlichkeiten um das Zustandekommen des nationalen Werkes dadurch besonders hervorzuheben, daß man der Hunderttausende von Männern vergißt, die das Fundament für das Riesenwerk bildeten, von dessen Spitze die Gestalten der genialen Geister grüßen, die am tausenden Wehstuhl der Zeit schaffen und wirken. Aber selbst dem Genie eines Bismarck wären die glorreichen Werke seines gottbegnadeten Lebens versagt geblieben, wenn ihn das Schicksal in den Kreis eines an Kopffzahl kleinen Volkes gesetzt und nicht hinter ihn ein Fünzigmillionenvolk gestellt hätte, aus dessen Stahle er — ein moderner Siegfried — das Schwert der deutschen Einheit schmiedete.

Der Sehnsuchtsraum unserer Väter und Großväter ist erfüllt, und dazu hat auch die Pflege mitgeholfen, die in Hunderten und Aberhunderten von Vereinen dem nationalen Gedanken dadurch zu teil wurde, daß die Töne und

Worte des deutschen Liedes den Glauben an hohe Ideale in den Köpfen und Herzen derer stärkten, denen die überschäumende Begeisterungsfähigkeit der goldenen Jugendjahre ferner liegt. Der große deutsche Sängerbund verfolgt keine politischen Zwecke, und nur elende slavische Verleumdungsjucht kann sich nicht entblöden, die Männer zu verdächtigen, die in der schönsten Stadt des gastlichen Osterreichs dem ehrwürdigen Monarchen des verbündeten Donaustaats mit derselben innigen Herzenswärme den Tribut der Verehrung darbringen wie ihrem Landesfürsten. Aber ob die Festesgäste nun von den entlegensten Grenzen Deutschlands, aus Siebenbürgens Bergen, aus den deutschen Kolonien der Wolganiederung oder endlich aus dem fernen Amerika kommen mögen, um alle schlingt der Muttersprache süßer Laut ein festes Band. Stärker als alle Sonderbestrebungen erweist sich das Gefühl, daß alle demselben Blute entsprossen sind, und darum ertönt zur weihewollen Feierstunde in hehren Klängen: „Das deutsche Lied.“ — — —

Ogleich der eigentliche große Aufschwung des deutschen Männergesanges dem XIX. Jahrhundert vorbehalten blieb, reicht sein Anfang doch um viele Jahrhunderte zurück. Wer sich mit liebevollem Interesse in die mittelalterliche Blütezeit unseres deutschen Volkes versenkt, wird sich sofort jenes von der Sage verherrlichten Sängerkrieges erinnern, der im Jahre 1206 oder 1207 auf der Wartburg ausgekämpft sein soll. So wenig Zuverlässiges wir über dieses Fest wissen, das dem deutschen Volke erst durch Richard Wagner näher gebracht wurde, der es mit der Sage vom Ritter Tannhäuser und Frau Venus im Hürselberge verwob, so steht doch das eine fest, daß es eigentlich kein Wettstreit von Sängern, sondern von Dichtern war. Vielleicht handelt es sich, so weit die historischen Grundlagen in Betracht kommen, überhaupt nur um die gelegentlichen Reibereien der am Hofe des kunstfreundlichen Landgrafen Hermann von Thüringen versammelten Dichter, deren Streitigkeiten durch das schimmernde Gewand der Sagenbildung verschönt wurden.

Auch der Meistersang, jene aus dem Minnegefang des Mittelalters hervorgegangene Lyrik des XV. und XVI. Jahrhunderts, die vorwiegend in den Kreisen der städtischen Zünfte gepflegt wurde, hat mit dem modernen Männergesang nur

wenig Berührungspunkte. Er war in erster Linie eben auch Dichtkunst, und wenn auch niemand Meister werden konnte, der nicht selber eine neue Melodie erfunden und fehlerfrei vorgetragen hatte, so blieb der Text und dessen Kunstregeln doch die Hauptsache, während das moderne deutsche Lied gerade dadurch das Höchste zu erreichen sucht, daß Vers und Melodie in innigster und ebenbürtiger Vermählung um den vollendeten Ausdruck ringen. Die Bedeutung des Meistergesanges liegt auch viel weniger in dessen dichterischen und musikalischen Leistungen, als vielmehr in der kulturgeschichtlich wichtigen Thatsache, daß inmitten eines vielfach sittlich minderwertigen Zeitalters bürgerliche Rechtschaffenheit und deutsche Sittenstrenge und Frömmigkeit nach veredelnder, geistiger Bethätigung strebten.

Aus verschiedenen Gründen mußte die innere Kraft des Meistergesanges mit dem Ende des Reformationszeitalters zusammenbrechen. Einzelne Schulen setzten ihre Thätigkeit aber bis weit in das XVIII. Jahrhundert hinein fort, und es ist wenig bekannt, daß noch um das Jahr 1830 in Ulm zwölf Meistersinger lebten, deren letzte vier Überlebenden am 21. Oktober 1839 feierlich den alten Meistergesang schlossen und ihr Inventar dem Ulmer „Liederkrantz“ übereigneten.

Inzwischen waren längst Sängervereine im modernen Sinne des Wortes entstanden, die neben der Pflege der Sangeskunst auch für fröhliche Geselligkeit Raum boten. Der älteste von ihnen war vermutlich die im Jahre 1620 zu St. Gallen gegründete „Singsgesellschaft zum Antlitz“, und auch ein Männergesangverein, der im Jahre 1673 zu Greiffenberg in Hinterpommern entstand, darf als Vorläufer der heutigen Gesangvereine angesehen werden. In großer Anzahl, aber ohne besondere Bedeutung finden wir derartige Vereinigungen vielerorten im XVIII. Jahrhundert. Zu ihrem rechten Gedeihen bedurfte es aber noch eines besonderen Impulses, den vor fast hundert Jahren, unter dem Druck der napoleonischen Fremdherrschaft, das Erwachen des nationalen Gedankens gab. Die ersten Vereine dieser Art, die für spätere Gründungen vorbildlich wurden, knüpfen sich an die Namen des Berliner Komponisten Zelter, der im Jahre 1809 die nach ihm benannte Liedertafel gründete, und an den des bekannten Schweizer Tondichters Nägeli, der im Juni 1810 zu Zürich den ersten Männergesangverein ins Leben rief. Diese Schweizer Vereinigung war aus dem Volke heraus entstanden und sicherte dadurch diesem Lande die Führung als vornehmste Pflegerin des deutschen Männergesanges, während die Zeltersche Liedertafel und die nach ihrem Muster 1815 in Leipzig und Frankfurt a. D. gegründeten Vereine nur Dichter, Sänger und Komponisten in ihre Reihen aufnahmen.

Erst als die im Jahre 1819 ins Leben gerufene Berliner „Jüngere Liedertafel“ mit dieser Exklusivität brach, blühten auch in Norddeutschland allenthalben Männergesangvereine auf, deren chronologische Aufzählung sich hier schon aus Raumrücksichten verbietet. Auch in die deutsch-russischen Ostseeprovinzen schlug der zündende Funke der Begeisterung für deutschen Sang hinüber. Schon im März 1823 konnte der deutsche Singverein in Reval sein Jahresfest feiern, und endlich — im Oktober 1844 — schlug die Stunde, wo trotz Metternichs bleischwer auf den Gemüthern lastendem Druck auch der erste österreichische Männergesangverein in Wien sich konstituieren durfte, dem bald darauf derjenige von Graz, der diesmaligen Feststadt, folgte.

Inzwischen waren in der Schweiz und in Süddeutschland die Gesangvereine in so reicher Zahl aufgeblüht, daß fast jede Stadt, bis hinab zu den kleinsten Flecken, sich eines derselben erfreute. Persönliche Verbindungen, benachbarte Lage und Stammeszusammengehörigkeit führten zur Entstehung größerer und kleinerer Sängerbünde, deren Zweck zunächst nur gemeinsame Aufführungen waren, die häufig in den Kirchen stattfanden. Das erste Fest dieser Art feierten die Sängervereine aus der Umgebung des Züricher Sees im April 1826 zu Meilen. In den Pfingstfeiertagen 1827 fanden sich zahlreiche schwäbische Sängervereine zum ersten deutschen

Liederfest in Blochingen in Württemberg zusammen, und binnen kurzem war es so weit gekommen, daß jeder deutsche Gau alljährlich sein Sängersfest feierte.

Daß diese immerhin doch lokalen Feiern eine größere Bedeutung erlangten, verdanken sie in erster Linie dem Umstande, daß der deutsch-nationale Grundton der Feste immer stärker in den Vordergrund trat: die von auswärts kommenden Vereine brachten gedruckte poetische Festgrüße mit; in schwungvollen Reden sprach man von alldeutscher Zusammengehörigkeit, und tausende, die der Sangeskunst in ihrer Ausübung fern standen, wurden durch die Kraft des gesprochenen Wortes mit fortgerissen. Die Zahl der Festesgäste wuchs in die tausende; man baute besondere Sängerkhallen; glanzvolle Aufzüge mit fliegenden Bannern durchzogen die mit flatternden Fahnen und Waldesgrün geschmückten Feststädte, und da die Gasthäuser dem Massenandrang nicht gewachsen waren, bot man den fremden und doch so lieben auswärtigen Gästen freudig in den Räumen der Privathäuser die Gastfreundschaft, die in herzlichster Weise Erwidderung fand, wenn in den folgenden Jahren an einem anderen Orte aus dem früheren Gastgeber ein Gast wurde.

Eines der bedeutungsvollsten Feste dieser Art war jenes, das am 25. Juli 1844 in Schleswig stattfand und bei dem die Schleswiger Liedertafel zum ersten Male das von Chemnitz für diesen Tag gedichtete und von Bellmann vertonte „Schleswig-Holstein meerrumschlungen“ vortrug, das später in den Jahren 1848—1849 und 1863—1864 so millionenfach in Deutschland gesungen worden ist. Mit gleicher Tendenz schlossen sich die großen Sängersfeste von Würzburg (1845) und Lübeck (1847) an, und auf dem 1845 gefeierten ersten holländisch-deutschen Sängersfeste zu Cleve und dem 1846 abgehaltenen deutsch-flämischen Feste zu Köln, denen noch ähnliche Feiern zu Arnheim, Brüssel und Gent folgten, suchte man auch die Stammesbrüder in den Niederlanden und in Belgien für das deutsche Nationalbewußtsein wiederzugewinnen.

Die Folgen des tollen Jahres 1848 legten sich wie ein erkältender Raufrost auch auf die Sängersfeste, und es bedurfte geraumer Jahre, ehe man sich zu deren Wiederholung anschickte. Das vom Koburger Sängerkranz angeregte, 1861 in Nürnberg gefeierte Sängersfest gestaltete sich jedoch zu einer so gewaltigen nationalen Kundgebung, daß noch während desselben die Vorstände der anwesenden Vereine zur Beratung über die Gründung eines „Allgemeinen deutschen Sängerbundes“ zusammentraten. Unter Leitung des schwäbischen Sängerbundes, dem die Ausführung übertragen wurde und der sich durch seine hingebungsvollen Bemühungen überhaupt unvergängliche Verdienste um die Sache erworben hat, schlossen sich am 21. September 1862 zu Koburg 41 deutsche Sängerbünde mit vielen hunderten einzelner Vereine zu dem großen Ganzen eines „Allgemeinen deutschen Sängerbundes“ zusammen, der dieses Jahr somit auf ein vierzigjähriges Bestehen zurückblicken kann und auch die Männergesangvereine der im Auslande lebenden Deutschen umfaßt.

Der Bund hat bis jetzt fünf große Feste abgehalten, nämlich 1865 in Dresden, 1874 in München, 1882 in Hamburg, 1890 in Wien und 1896 in Stuttgart. Zum zweiten Male seit seinem Bestehen feiert er heuer sein Fest im stammverwandten verbündeten Osterreich, und zwar diesmal in dessen deutschester Stadt, dem sonnigen, wonnigen Graz. Die Wahl des Festortes muß als eine überaus glückliche bezeichnet werden. Umrahmt von grüner Berge Kranz, vereint die prächtig aufblühende Hauptstadt der grünen Steiermark die Annehmlichkeiten der Großstadt mit den Reizen der Alpenberge, die von allen Seiten zu dem Kleinod der Stadt, dem wundervollen Schloßberg, herüber grüßen. All die tausende, die hier jetzt aus allen Teilen Deutschlands zusammenkommen, werden mit dem Bewußtsein, daß auch hier deutsche Sangesfreudigkeit ihre Blüten treibt, die fröhliche Erinnerung an das kernige, wackere Steirervolk und an ein Deutsches Land mitnehmen, dessen Schönheiten anderwärts noch immer nicht ihrem vollen Werte entsprechend bekannt sind.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Ganz besonders reizvoll und fein im Ton ist das prächtige Gemälde von P. B. Müller: „Altwasser an der Fiar“, welches das große malerische Können dieses Landschafters von so gesunder, frischer Naturanschauung wieder einmal in erquicklicher Weise zeigt. Die Geilde an der oberen Fiar bei München hat er besonders lieb; ihnen entnahm er schon so manche stimmungsvolle Landschaft. — Ganz vortrefflich ist auch F. A. v. Kaulbachs schöne „Römerin“, deren edel geschnittenes Profil und blühender Nacken sich wirkungsvoll vom dunklen Hintergrund abheben. — Ein niedliches Bild spendet uns F. F. Marschal, das eine am Meeresstrande im Sande spielende Kleine zeigt, die der brave Kolkie treulich beschützt.

Der Betrug bei alten Geigen und ein Mittel wider denselben.

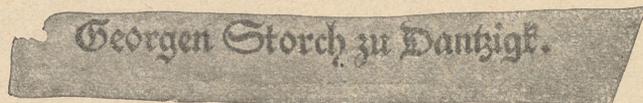
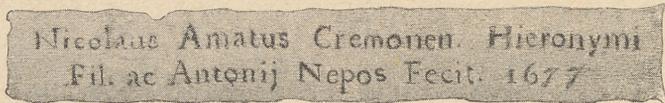
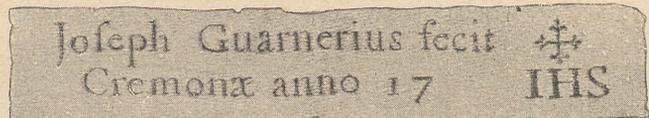
Im Jahre 1872 fand in London eine internationale Ausstellung alter Musikinstrumente statt, auf der die italienischen Meister mit nur 22 Geigen, 7 Violas, 7 Violoncellis und 5 Contrabässen vertreten waren, und doch hätte diese Ausstellung am Orte des Weltmarktes für alte Saiteninstrumente den Händlern die beste Gelegenheit geboten, ihre alten Geigen und Cellis mit Leichtigkeit zu hohen Preisen an den Mann zu bringen. Sie wagten es aber nicht, ihre „echten“ Guarnerius und Stradivari auszustellen, weil sie wohl wußten, daß in London die ersten Kenner erscheinen und Kritik üben würden. Wohlerhaltene alte Instrumente erster Meister sind eben sehr selten, trotzdem man alle Augenblicke in musikalischen Fachblättern oder in Antikenzeitungen echte Amatis, Guarneris, Stainers zc. zu hohen oder auch zu scheinbar mäßigen Preisen angeboten finden kann. Diese Instrumente sind entweder unter Benutzung dürrer Reste alter Geigen zc. hergestellt oder sie sind ganz neu; sie finden Abnehmer selten in England, meist auf dem europäischen Kontinent, besonders in Deutschland, sie kosten im allgemeinen zwischen 500 und 5000 Mark, je nach dem Käufer. — Es kann auch vorkommen, daß wirklich alte Instrumente nur geringe Preise erzielen (im vorigen Jahre ging in London ein Stradivari aus dem Besitze des Dr. Sella für 7600 Mark weg, die übrigen 139 Saiteninstrumente der Auktion erzielten nur 44740 Mark, also 360 Mark im Durchschnitt), dann aber sind sie durch schlechte Behandlung ruiniert oder es sind alte Fälschungen oder sie sind schlecht geflickt, kurz sie besitzen kein Aussehen oder keinen Ton mehr. Alte erstklassige Instrumente kaufte man bereits seit etwa 30 Jahren selten unter 20000 Frs. Vor zehn Jahren bezahlte Hill in London für die „le Messie“ genannte Violine des verstorbenen Virtuosen Ward 20000 Frs., ein Cello desselben Meisters kostete sogar 90000 Frs., vor dreißig Jahren zahlte Franzheim für sein Stradivarius-Cello 20000 Frs., und 1878 ging im Hotel Drouot eine Geige von Stradivari auf 22100 Frs. Das sind nicht etwa aus einem langen Zeitraum ausgeschaltete Höchstpreise; der Normalpreis für eine alte gute Geige beträgt augenblicklich 20 bis 25000 Frs. (am 12. April 1902 wurde in Brüssel ein Stradivarius vom Jahre 1726 für 18000 Frs. versteigert); werden alte Instrumente billiger weggegeben, dann ist sicher ein „Aber“ dabei.

Originalinstrumente des Erfinders der Geige, des Tirolers Kaspar Tiefenbrucker, der sich später in Brescia niederließ, kommen, so weit ich mich erinnere, im Handel überhaupt nicht mehr vor, sie werden auch kaum gefälscht, denn ihre Köpfe sind Wunder der Holzschneidkunst, ihre Rückseiten sind künstlerisch bemalt, und an den Zargen finden sich Verse in Gold mit Zierat aus Bein, Mutter und Metall, dagegen macht man Geigen in der Art und mit dem Signum der Amati, des Antonius Stradivarius (1644—1733), des Joseph Antonius Guarnerius del Gesù (1683—1743), des Jakob Stainer und all der anderen großen italienischen, deutschen, französischen Geigenmacher mehr oder weniger geschickt nach, man imitiert den Bau, den Lack, das Signum und gibt die Zeichen des Alters mit äußerster Sachkenntnis und Sorgfalt, denn das Geschäft lohnt.

Zuerst werden (wie Drögemeyer in seinem Buche „Die Geige. Bremen 1892“ erzählt) die einzelnen Teile des Instrumentes fertig gestellt, dann das Holz entsprechend getönt und sofort an den getrennten Stellen gewisse Flickereien betragt. So ist sehr oft bei echten alten Geigen jene Stelle der Decke, auf welche der Stimmstock drückt, neu ersetzt, es wird also dort ebenfalls ein neues Stück eingesetzt, ebenso werden mit einem besonderen Eichen in die Decke und den Boden Vertiefungen geschnitten, um anzudeuten, daß die sogenannte „Stimme“ im Laufe der Jahrhunderte wiederholt überlegt werden mußte. Bevor nun der Kasten zusammengesetzt wird, werden die Innenseiten der einzelnen Teile mit feinstem Kolophonimpulver eingerieben und das Signet des Verfertigers sowie Reparaturzettel angebracht. — Die alten Geigenmacher klebten auf die Innenseite ihrer Instrumente handschriftliche oder ge-

druckte Zettel mit ihrem Namen, dem Wohnorte und häufig der Jahreszahl, und spätere Reparaturen wurden ähnlich kenntlich gemacht (also etwa: Renov. anno Dom. MDCCCLI von NN. in X). — Jetzt wird der Geigenkörper zusammengesetzt, der Wirbelschaft und der Hals werden hinzugefügt, gewöhnlich aus anderem Holze, die Wirbelslöcher werden ausgebohrt und nachgeflickert, allenthalben werden Schäden angebracht und sorgfältig wieder ausgebessert, Staub wird eingeschüttet, der am Kolophonium kleben bleibt, und endlich lackiert man. Das ist ein Haupttrick. Verschiedene Schichten von Lack werden aufgetragen und nach dem Trocknen fast völlig wieder abgerieben, damit es den Anschein hat, als ob der Lack oft abgenutzt und wieder erneuert worden sei, es wird „schattiert“, d. h. mit Ammoniak wird der Lack dort entfernt, wo durch Hand und Kinn die größte Abnutzung hätte stattgefunden haben müssen, und man erzeugt im Lack auf künstliche Weise Sprünge, Risse und Blasen. Endlich bringt man Würmlöcher an, benimmt den Geruch des „Neuen“ und — das alte Instrument ist fertig und braucht nur noch lanciert zu werden.

Ein wesentliches Moment bei der Beurteilung des Alters einer Geige bildet das Studium der Meister- und der Reparaturzettel. Es ist ja nicht schwer auf altem Papier unter Benutzung einer guten Vorlage einen einigermaßen ähnlichen und alt aussehenden Zettel zu fabrizieren, fast unmöglich aber ist es, gerade solches altes Papier zu erlangen, das der betreffende Meister hätte benutzen müssen, und sehr schwer ist die Eigenart der alten Buchstaben so zu imitieren, daß ein geübtes Auge getäuscht wird; Fassimiledrucke aber lassen sich für geschriebene Zettel nicht unterziehen. — Man muß also zunächst das Papier des Zettels genau untersuchen, besonders nach Resten von Wasserzeichen und auf



Einige Meisterzettel berühmter Geigenbauer.

die Faser hin, man muß zusehen, ob der Staub alt oder aufgerieben ist und ob die Tinte vom Alter oder durch chemische Mittel vergilbt wurde, sodann aber muß man die Schrift mit einem unzweifelhaften Original sorgfältig vergleichen. Solche Originalzettel sind aber durchaus nicht leicht zu erreichen, sie sind in den Museen und Sammlungen der ganzen Welt zerstreut, und eine ebenso mühselige und dankenswerte Arbeit war es, der sich Paul de Wit, der Besitzer des „Musikhistorischen Museums“ in Leipzig, unterzog, als er die Originalzettel fast aller großen Meister des Geigenbaues zusammenbrachte und in einem prächtig ausgestatteten Tafelwerke dem Publikum zugänglich machte. „Geigenzettel alter Meister vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Enthaltend auf 34 Tafeln in photographischer Reproduktion (Autotypie) über 400 Geigenzettel. Herausgegeben von Paul de Wit in Leipzig. Leipzig 1902“ benennt sich die Publikation, mit der sich de Wit ein Verdienst um alle Sammler und Interessenten alter Geigen erworben hat. Das Buch, das neben den Tafeln knappe biographische Notizen der meisten bedeutenden Geigenmacher enthält, dürfte in keiner Fach- und Museumsbibliothek fehlen. M. Kirnis.

Notizen.

Ein sogenannter Pestköffel, eine Reliquie aus der Zeit des großen Sterbens, das Europa in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts heimuchte, ist kürzlich bei Christie in London versteigert worden. Der Köffel wurde im Jahre 1665 von den Gebrüdern Walters in London gefertigt, ist kunstvoll graviert und trägt auf dem Griff in englischer Sprache die Worte: „Hergestellt im Jahre 1665, in dem in London aus Anlaß der Seuche 68496, durch andere Krankheiten aber insgesamt 97306 Menschen hingerafft wurden.“ Das Stück, im Silberwerte von etwa 4 Mark, brachte bei der Versteigerung 2560 Mark.

Jüdische Götzenbilder. Eine interessante Sammlung jüdischer Götzenbilder ist augenblicklich im Museum Guimet in Paris ausgestellt. Es sind Bronzeplastiken (die größte derselben ist 37 cm hoch), die der Architekt Durigello in dem alten Laiz der Bibel entdeckt hat. Er bemerkte in der Nähe des Grabhügels von Tel-El-Kadi Ruinen, deren formlose Steine Brandspuren trugen. Er stellte Ausgrabungen an, zu deren Resultaten jene Statuetten gehören. Nach der Bibel (Richter 18) hatte sich der Stamm Dan hier in Laiz niedergelassen und verfiel in Abgötterei. — Unter den Figuren, die die semitischen Rüge in charakteristischer Reinheit zeigen, sind die Götter Baal und der Martar ausgezeichnet. Die Haare der Martar sind, wie üblich, geflochten; auf dem Haupte trägt sie einen Schmuck, der wie eine Krone aussieht. Die Arme sind über der Brust gekreuzt. Baal hält in einer Art von Herrschergebärde die Unterarme im rechten Winkel gegen den Oberarm erhoben.

Gedenkhaler (d. h. Denkmünzen in der Größe und dem Gewicht eines Thalers) auf die fünfzigjährige Jubelfeier des Germanischen Museums zu Nürnberg und auf den Tod des Königs Albert von Sachsen hat die Medaillenmünze von L. Chr. Lauer herausgegeben:

- 1) Vorderseite: Die Ansicht des Germanischen Museums zu Nürnberg, darunter: Das. Germ. Nat.-Museum | zu | Nürnberg. — Rückseite: Unter dem Stadtabler von Nürnberg. — Zur 50. Jahrfeyer | Nürnberg | Im Juni | 1902.
- 2) Vorderseite: Im Vorbeekranze die Brustbilder Kaiser Wilhelms II., des Prinzregenten Luitpold, des Königs von Württemberg und des Großherzogs von Baden; links vom Kopfe des Kaisers der deutsche Adler. Darum: Wilhelm II. Deutscher Kaiser. Luitpold Prinzreg. v. Bayern. Wilhelm II. KG v. Würt. Friedr. Grossh. v. Baden. — Rückseite: Um den Adler die Worte: Erinnerung An den Besuch In Nürnberg | Zur 50. Jahrfeyer des Germanischen National Museums. | Juni 1902.
- 3) Vorderseite: Kopf des Königs Albert nach links, daneben: Albert König von Sachsen. — Rückseite: Der stehende Genius des Todes auf ein Postament gestützt, das die Daten „* 1828 * 1902“ führt. Darum: Geb 28 April 1828. Thronbest 29 Okt 1873. Gest 10 Juni 1902.

Auf den Rand der Gedenkmünzen ist der Feingehalt 0,990 (990 Tausendteile Feinsilber) eingepreßt. Der Preis beträgt 4,50 M. das Stück. — Außerdem hat L. Chr. Lauer eine Forträtplatte des Königs Albert (35:65 mm) gefertigt, die in Bronze 3,15, in Silber 8,75 M. kostet. MK

Hausgarten.

In meinem Garten da stehet ein Baum,
Trägt Aepfel soviel, daß man's glaubet kaum.
Wie herzlich mich diese erfreuen!
Gott schenke der Menge Gedeihen!
Da wehet ein kalter, ein böser Wind.
Von dem Baume fallen die Aepfel geschwind,
Nur ein einziger bleibt von allen.
Gott sei Dank! — Hätt' ja auch Können fallen.
Justinus Kerner.

Nex.

Zu den schönsten der immergrünen Laubhölzer sind entschieden die Nex oder Stechpalmen zu rechnen. Sie werden in Form einer geschlossenen Pyramide als Einzelpflanze gepflanzt oder als Busch in Gehölzgruppen und unter größeren Baumbeständen verwendet. Sind die Nex Aquifolium (N. altrömische Bezeichnung für die immergrüne Eiche; aq. lat. = acutifolium, spitzblättrig) in Norddeutschland auch nicht gerade ganz winterhart zu nennen, so halten sie doch in etwas geschützter Lage ohne Decke den Winter ganz gut aus. Nex Aq. und die verschiedenen Abarten gedeihen am besten in kräftigem, humusreichem, regelmäßig feuchtem Boden und schattiger Lage. Unter Bäumen, wo die Nex im Winter vor dem allzu schnellen Auftauen geschützt stehen, bleiben sie den ganzen Winter durch frisch grün. Bei freier Lage thut man gut, die Pflanzen durch Bedecken mit Tannennreißig vor zu schnellem Auftauen im Winter zu schützen. Bei größeren Pyramiden können Bastmatten, Leinwand oder sonstiges Material davor gehängt werden. Die Anzucht der gewöhnlichen Nex Aq. geschieht durch Samen, der im Frühjahr gleich ins Freie auf Beete ausgesät wird. Die jungen Pflanzen werden ein oder zwei Jahre auf dem Samenbeete stehen gelassen, müssen aber dann verpflanzt werden, um ein gutes Wurzelvermögen zu erhalten. Ein Verpflanzen alle zwei oder drei Jahre ist von Nutzen; solche verpflanzte Exemplare wachsen dann auch im Alter sicher weiter, wenn sie auf einen anderen Standort gebracht werden sollen. Beim Verpflanzen größerer Pflanzen ist wie bei jedem immergrünen Gehölz notwendig, daß der Erdballen an der Pflanze bleibt, was nur durch ein mehrmaliges Verpflanzen möglich wird. Das Beschneiden der Nex-Pyramiden wird am besten im Frühjahr vorgenommen. Die Anzucht der buntblättrigen und anderen Formen geschieht durch Veredelung auf Sämlinge der gewöhnlichen Form. Die Unterlagen werden in kleine Töpfe gepflanzt und etwa im August veredelt, am besten im Gewächshaus. Die Nex-Zweige werden gern zur Kranzbinderei verwendet, ebenso die schön rot gefärbten Beeren, die den ganzen Winter hindurch ihre rote Farbe behalten.

Paul Juraß.

Kleine Wasserkünste

im Garten erzielen große Wirkung — diese Erfahrung machte ich mit dem mein Hausgärtchen zierenden Springbrunnen, seit ich zur Freude von alt und jung und was alles da aus Stadt und Land an meinem Garten vorüberpilgert, mit verschiedenen Aufsätzen abwechselte. Von den auf beig. Zeichnung

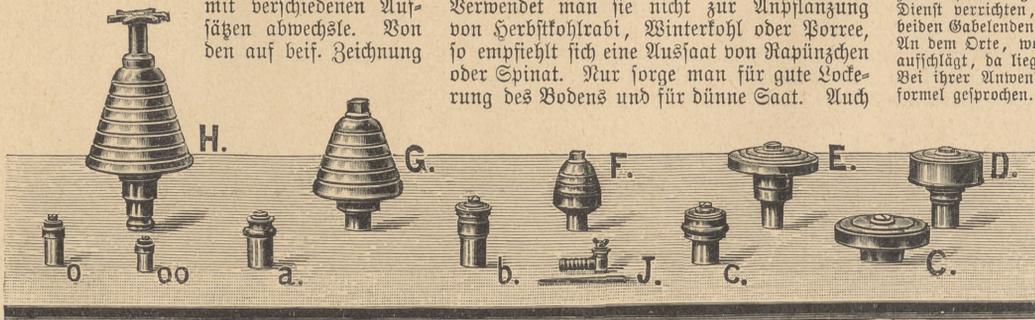


Abb. 1. Verschiedene Mundstücke zum Springbrunnen.

(Abb. 1) dargestellten Aufsätzen besitze ich a. b. D. E. G. und mit diesen paar Dingen erziele ich Abwechslungen, die wirklich entzückend sind. Die Aufsätze sind vorzüglich gearbeitet, gut vernickelt und lassen sich leicht jeder Rohrweite anpassen. Bezugsquelle (D. R. P.) Dehne & Weber, Leipzig, Blücherstraße 11. **W.**

Fliederfrüchte.

Wenn die herrlichen, buntfarbigen Rippen des Flieders verblüht sind, so gewährt es einen gar unschönen Anblick, die dünnen Blütenreste mit den Samenkapseln über die Blätter ragen zu sehen. Es wird daher jeder Gartenfreund diese letzten Reste ehemaliger Blütenherrlichkeit entfernen. Damit verschafft er aber unbewußt den Bäumen und sich einen nicht zu unterschätzenden Vorteil. Den Höhepunkt erreicht jede Pflanze in der Blüte, in dieser aber liegt zugleich der Anfang der Reife. Alle Säfte werden dann zur Fruchtbildung angespannt und aufgesogen. So ist es auch bei den Früchten des Flieders der Fall. Die Kraft des Baumes wendet sich den Früchten zu. Werden nun diese entfernt, so suchen die Säfte einen anderen Ausweg und das Ziel ist die Entwicklung der Knospe für die Blüte des nächsten Jahres. Mit dem Entfernen der Fliederfrüchte bewirkt man also eine stärkere und vermehrte Zufuhr des Saftes in die Knospen und damit einen größeren Blütenreichtum für den nächsten Frühling. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auf diese Weise behandelte Fliederbäume einen weit reicheren Flor entfalten, als solche, bei denen man die Früchte am Stamme ließ und den Knospen den wertvollen Saft entzog. **Wdt.**



Abb. 2. Größter rundblättriger Riesen-Spinat.

Riesenspinat Birsflay.

Die kalten Beete, auf denen man im Juli und August Ernte an Erbsen und Frühkartoffeln hielt, machen zuweilen Kopfzerbrechen. Verwendet man sie nicht zur Anpflanzung von Herbstkohlrabi, Winterföhl oder Porree, so empfiehlt sich eine Aussaat von Kapuzchen oder Spinat. Nur Sorge man für gute Lockerung des Bodens und für dünne Saat. Auch

achte man wohl darauf, daß die Erdbfläche die jungen Pflänzchen nicht schädige. Empfehlenswerte Spinatorte (F. C. Heinemann, Erfurt): der Riesenspinat Birsflay. Blätter groß, zart, wohl schmeckend. **Wdt.**

Gartenbücherei.

Der kurze Wurzelfchnitt. Man ist er eigentlich nicht, denn schon die alten Römer haben ihn angewendet, aber er ist sozusagen neu entdeckt worden von einem Baumzüchter in Amerika und hat drüben schon weite Verbreitung gefunden. Er besteht darin, daß die Wurzeln des zu legenden Baumes auf kurze, nur 1 Zoll lange Stummeln zurückgeschnitten werden, während das Stämmchen selbst auf etwa 1 Fuß Länge gekürzt wird. Dann wird das Bäumchen auf nur oberflächlich gelockerten Boden eingepflanzt und



recht fest eingetreten. Die Vorteile dieser Pflanzweise bestehen nach den Mitteilungen, die darüber gemacht werden, darin, daß die Bäume vor allem starke, tiefsiehende Pfahlwurzeln treiben, welche ihnen für immer einen festen Stand und Zugang zu der Grundfeuchtigkeit der Erde verschaffen und dadurch gesundes Wachstum und gute Fruchtbarkeit ermöglichen. In der sonst üblichen Pflanzweise, bei welcher die Bäume mit möglichst vielen und langen Faserwurzeln gesetzt und diese in tief und weit gegrabenen Löchern ausgebreitet werden, wird ausgelegt, daß die so gepflanzten Bäume keine ordentlichen Pfahlwurzeln zu bilden im Stande sind und die Oberflächenwurzeln durch die Unbilden der Witterung, Hitze und Frost, Trockenheit und Nässe Schaden leiden, wodurch Wachstum und Fruchtbarkeit beeinträchtigt werden. Außerdem wird

empfohlen, den Boden um die Bäume, wenn sie einige Jahre stehen und anfangen auch Oberflächenwurzeln zu bilden, nicht mehr zu bearbeiten, eben um die letzteren vor den genannten Schädigungen zu bewahren: dazu soll auch kräftige Kopfdüngung, d. h. Düngung auf den Rasen, gegeben werden. Wie weit diese neue Methode, die einer Erprobung jedenfalls wert ist, bei den deutschen Gärtnern und Gartenfreunden Befall und Nachahmung finden wird, bleibt abzuwarten. Wer näheren Bescheid über die Sache wünscht, findet ihn in dem Buch: Der neue Gartenbau, von G. W. Stringfellow, Verlag Zwotzsch & Sohn, Frankfurt a. M., 1901. Das Buch enthält auch sonst noch viel Interessantes und Anregendes. (Versuche, die nach dieser Stringfellow'schen Art in der Kgl. Lehranstalt Geisenheim a. Rh. angestellt wurden, haben ein durchaus ungünstiges Ergebnis gehabt — was auch gar nicht anders zu erwarten war. Red.) **S. D., W.**

Gartenapotheke.

Wacholderbeeren ein vorzügliches Tierheilmittel. Sie haben eine die Thätigkeit der Schleimhäute regulierende Wirkung; bei Katarrhen und Atmungsbeschwerden sind sie zu gebrauchen, z. B. bei der Druse der Pferde; auch leisten sie bei Krankheiten der Verdauung als Unterstüßungsmittel der Arzneien vorzügliche Dienste. Mit Fenchel und Stimmel gemischt, geben sie ein gutes Fresspulver für Kinder, mit Haker und Salz vermischt, schützen sie die Schafe vor manchen Krankheiten.

Gartenpfuß.

Der uralte Aberglaube von den Wünschelrutten, welche verborgene Schätze anzeigen und unbekanntes Thäter ermitteln, ist noch nicht ausgestorben. Meist verwendet man dazu die schlanken Ruten der Haselnußtaude, welche in Gabeln oben ausgehen. Der Volksglaube meint, das Abschneiden müsse im Winter geschehen, wenn die Blütenknospen sich öffnen. Man bedient sich dazu eines Messers, das bisher noch nicht zum Schneiden gebraucht war. Soll die Rute ihren Dienst verrichten, so faßt man in Thüringen an die beiden Gabelenden und läßt sich die Rute frei bewegen. An dem Orte, wo sie mit ihrem Ende auf die Erde aufschlägt, da liegt in der Erde ein Schatz vergraben. Bei ihrer Anwendung wird häufig eine Sympatieformel gesprochen. In einem Orte des Harzes soll ein Bauer durch die Wünschelrute auch einen Dieb seines Hauses ermittelt haben. Er stellte seine Hausgenossen im Halbkreise vor sich auf, ließ die Rute spielen, die nach einiger Bewegung bei dem Thäter stehen blieb. In katholischen Gegenden läßt man die Wünschelrute unbemerkt segnen und benennt sie nach den heiligen drei Königen und zwar Kaspar, wenn sie zum Aufspüren von Gold, Balthasar, von Silber bestimmt ist, Melchior, wenn sie unterirdisches

Wasser auffinden helfen soll. Die Funktion der dem Christkinde Schätze spendenden Weisen aus dem Morgenlande wird also auf die Wunschfruchte übertragen.

Gartenpost.

Da der Leiter des Hausgartens auf einige Zeit in Nordafrika abwesend war, so bitten wir, etwaige Verpätungen von Antworten gütigst damit entschuldigen zu wollen.

Berichtigung. Die Abb. 4 in Nr. 34 ist zu verstehen als Illustration des in Nr. 37, Absatz 4, besprochenen „Fruchtholzschmittes“, und zwar ist sie nach rechts gekehrt in wagerechter Lage zu denken.

Der Verfasser.

Frage. Unterzeichnete bittet um Auskunft, ob ein Gartenbuch existiert, in welchem die für den Laien nicht immer verständlichen lateinischen Bezeichnungen der Pflanzen (Bäume, Blumen, Gemüse) auch deutsch angegeben sind und wo ein solches zu beziehen wäre.

Antwort. In den meisten Fällen wird Ihnen das um 1 Mk. käufliche Büchlein: „Emmerig, Erklärung der gebräuchlichsten fremden Pflanzennamen, Donnaudörth, V. Auer“ genügende Auskunft geben können. Ein Handbuch, das zugleich solche Erklärungen fortlaufend enthält, gibt es unseres Wissens noch nicht.

Frage. Ich besitze seit ca. zwei Jahren eine sog. Edelkanne (Araucaria), ein sehr schönes Exemplar. Seit längerer Zeit, besonders aber im letzten halben Jahre, bemerke ich öfters, daß einzelne Zweiglein allmählich vertrocknen und dann bei der leisesten Berührung abfallen; sie sind dann ganz saftlos. Ein ganzer Zweig fast ist auf diese Weise verdorben, und ich fürchte, daß mir die ganze schöne Pflanze eingeht.

Antwort. Jedenfalls stand die Pflanze zu warm, sie konnte im Winter nicht ruhen, sie trieb vielleicht auch noch krafftlos, die Zweige mühten schlaff werden und abfallen. Audentannen dürfen nur in sehr mäßig geheizten, tagsüber tüchtig gelüfteten Räumen stehen. Wenn sie auch den Winter über nur mäßig begossen werden sollen, so dürfen sie doch nie austrocknen. Bei

zu warmem Standorte und bei wenig Lüftung der Fenster konnten auch die Milben-spinnen, die außerdem nur durch Überspritzen mit Wasser ferngehalten sind, schädlich einwirken. Aber auch wegen mangelhafter Verpflanzens (es darf der Wurzelhals nicht tiefer zu stehen kommen, als er früher stand, er darf nicht einmal 1 cm tiefer in den Boden kommen), insbesondere wegen feuchter Erde konnte der Stoc erkranken. Die Audentanne, welche den Topf völlig durchwurzelt hat, sollte nur im Frühjahr verpflanzt werden und zwar in eine Mischung von 1/2 Sand, 1/3 Laub- und 1/3 Moorerde; sie ist dann halbhüchig aufzustellen und morgens, bei trockener Witterung auch abends, zu überspritzen. Auch im Sommer ist anzuraten, die Pflanze halbhüchig aufzustellen. Die eingetretenen Lüden in der Zweiggarnitur können durch ipäteres Austreiben nicht ersetzt werden.

Sohlenheim.

Garteninspektor Ph. Feld.

Auf die Anfrage in Nr. 19 teile ich mit: Torfstreu und Torfmüll stellt her das Rhodtorfwerk Bischofsheim, Rhön. Anfragen an den Besitzer U. Vohren in Schöningen.

Bischofsheim, Rhön. Gg. Wellinger, Postexpeditor.

Wie behandelt man Amarnillzwiebeln während des Wachstums und nach der Blütezeit? Samburg, Emilienstr. 82 I.

Müller.

In seiner „Prakt. Blumenzucht“ sagt Betten hierüber: Gerade nach der Blüte beginnt die Pflege. Vor allem ist notwendig die Schonung der Blätter. Sie sind in ihrer geringen Anzahl ein um so kostbareres Gut. Nichts darf daran beschädigt werden. Ferner heißt es zu rechter Zeit gießen und düngen. Düngen allwöchentlich einmal: Rühdung, Hornspäne und jeder andere vergorene und nicht zu starke Dünger ist passen. Haben wir keinen Frühbeetkasten oder keinen recht geschützten Platz im Garten, so ist das helle Fenster der geeignetste Ort. Laßt der Blättertrieb nach (Hochsommer), dann beginnt allmählich die Ruhe. Es wird immer weniger gegossen, schließlich gar nicht mehr. Sobald die Blätter abgefallen sind, schneiden wir sie ab und bringen die Zwiebeln an einen trockenen 8 bis 10 Grad R. warmen Platz, am besten mit dem Topf. Man kann zwar die Zwiebeln heraus nehmen und sie ohne jede Bedeckung aufbewahren, doch sind dann eher Verluste zu erwarten. Im Dezember, Januar, Februar, je nachdem wir eine Blüte der U. wünschen, stellen wir die Köpfe wärmer, dicht an den Ofen, oder sogar auf denselben (die Zwiebeln vertragen 18 bis 20 Grad R.) und lassen sie so lange stehen, bis sich aus den Zwiebeln ein rotbrauner oder dunkelgrüner Trieb entwickelt, die Blütenknospe. Nun wird vorichtig umgepflanzt, dabei die alte Erde fortgenommen und gute Frühbeeterde oder Lauberde verwendet. Heller warmer Stand am Fenster und regelmäßiges Gießen ist zur Weiterentwicklung der Knospe notwendig. Wenn sich die Knospe nach dem Umpflanzen der Zwiebel nicht rasch weiter entwickelt, so ist es geraten, die Zwiebel mit ihrem

neuen Topf auf den Ofen zu bringen und dabei stete Feuchtigkeit im Topf nicht zu vergessen. — Wenn die U. nicht blühen wollen, kann man sie auch im freien Grund eines Mistbeetkastens oder — dies gilt von den Spretelia-Arten — in Ermangelung desselben auf ein gutes Gartenbeet auspflanzen und sie im Sommer oder Herbst, wenn die Blätter abgefallen sind, hereinnehmen. — Eine Ausnahme in der Behandlung macht Vallota purpurea. Diese Amarnillzwiebeln zieht nicht ein. Sie behält auch über Winter ihre Blätter und darf deshalb nie ganz trocken gehalten werden. Winters steht sie am besten in einer Wärme von 8 bis 10 Grad R., hell am Fenster, nicht dunkel. Sommers muß man sie der Brellsonne aussetzen. Je mehr Sonne, desto mehr Blüte; 3 bis 4 Seitenzwiebeln können neben der Hauptzwiebel bleiben, sie blühen auch. Mehr sollte man nicht dulden. — Vermehrung aller U. durch Samen und durch die sich massenhaft bildenden Seitenzwiebeln.

Frage. Es ist ein Wunsch von mir, das Zimmer den Sommer hindurch möglichst vorteilhaft, jedoch einfach und hübsch mit Blumen auszustatten; ich bitte um Auskunft, was sich am besten dazu eignet und ob man hierzu Samen verwendet.

Halle a.S., Nord. Hofstr. Nr. 71.

Frau M. Herzberg.

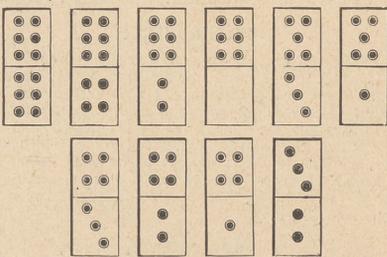
Antwort. Die Blumenfreunde, die sich bisher keine Pflanzen selbst aufzog, wird nur verlockungsweise einige Sommerblumen wie Kapuzinerkresse (Tropaeolum), spanische Widen (Lathyrus odoratus), Widen (Ipomoea), die sich am Fenster in die Höhe winden, durch Aussaat anziehen. Pflanzen kauft man besser in Gärtnereien, wo man sich das Beste zu billigem Preise aussuchen kann. Günstig die erste Anzucht durch Aussaat, so können ja im künftigen Jahre mehrere Arten, z. B. Balsaminen, Levtoyen, Nelken, Asten, Nelede, Stiefmütterchen, Gantlerblumen angeeignet werden. Doch alle diese Sommerpflanzen eignen sich nur zur Aufstellung in hohen und hellen Zimmern. Sollen die nicht schon im Herbst absterbenden, sondern mehrere Jahre lebende Blumenpflanzen am Fenster Verwendung finden, also Geranien, Fuchsiaen, Heliotrop, Abutilon, die doch ziemlich viel Sonne verlangen, aber auch den ganzen Sommer über blühen, so können solche durch Stecklinge angezogen und gekauft werden. Die Fensterstischen besetzt man mit Ephen. In Ampeln pflügt man die Hängepflanzen Tradescantien, Fadenbart zc. Auf Blumentischen stellt man mehr Blattgewächse, sowie Frauenhaar, Farne, Kallas, Palmen, Drogenen u. s. f. auf. Auf Ständern als Einzelpflanzen stellt man Araucarien, Gummibäume, Palmen, Philodendron, Pandanus. Dunkler stehende, von der Sonne wenig beleuchtete Blumentische besetzt man mit Aspidistren, Agaven, Yuccas, Koniferen und Farnen. Für 50 Pfennige erhalten Sie bei Richter's Verlag in Würzburg das Buch „Praktische Rünke zur Pflege der Zimmerblumen“, welches noch nähere Aufschlüsse über Anzucht, Überwinterung zc. erteilt. Ph. S.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Die Augensumme auf den acht Steinen im Talon beträgt 38.

Im Talon liegen sechs Doppelsteine und zwei andere Steine. Es wird nicht gekauft. A hat



A setzt seinen Doppelstein aus. B gewinnt dadurch, daß er die Partie in der sechsten Runde sperrt. Er behält vier Steine mit 9 Augen übrig.

A hat sechs Steine mit 50 Augen gesetzt. Welche Steine liegen außer den Doppelsteinen im Talon? Welches ist der Gang der Partie?

2. Arithmetische Aufgabe.

Der Todestag eines allberehrten, deutschen Fürsten läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen.

Vermehrt man die 78fache Datumszahl um die 70fache Monatszahl, so erhält man die Jahreszahl.

Vermindert man die 126fache Datumszahl um die 82fache Monatszahl, so erhält

man ebenfalls die Jahreszahl. — Welcher deutsche Fürst ist gemeint?

3. Quadraträtsel.

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

Table with 10 rows and 10 columns of letters. Row 1: a a a a a b b b b. Row 2: e e e d d d f f p. Row 3: e e e e e e e e e. Row 4: h h i i i i i k. Row 5: k l l l l m m n n. Row 6: n n n o o o g g ü. Row 7: r r r r r r r r r. Row 8: s s s s s s s w w. Row 9: t t t t u u u v z.

1. Eine Stadt in dem preußischen Regierungsbezirk Magdeburg; 2. eine Stadt in dem preußischen Regierungsbezirk Coblenz; 3. einen bekannten Ort in dem bayerischen Regierungsbezirk Pfalz; 4. eine deutsche Residenz; 5. eine Republik in Amerika; 6. eine Rede; 7. eine Hafenstadt in Rußland; 8. eine Bezeichnung für Weltall; 9. einen Namen, den mehrere Kaiser geführt haben.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die 16 Buchstaben an den fett gedruckten Stellen den Namen eines hervorragenden Diplomaten unserer Zeit.

4. Wechselfrätsel.

Einer der Helden ist's, die in China Lorbeern erworben.

Setzt man ein e für ein a, liegt es in Frankreich als Stadt.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 41.

1. Bilderrätsel.

„Die Poesie ist eine redende Malerei.“

2. Homonym. „Bart.“

3. Ergänzungsaufgabe.

Wanderlied.

Mel.: „Der Mai ist gekommen“ zc.

Der Frühling kam wieder, es knospet' rings das Land, Es flötet' die Amsel am grünen Waldesrand,

Es prangten die Bäume im zarten Blütenichnee,

Und die Lerche stieg jubelnd zur sonnig blauen Höh! ;;

Süß duftet' der Flieder, des Sommers warmer Hauch

Zieht über die Halde und über Baum und Strauch;

Und hinaus drängt das Herze, vorbei ist das Leid,

Denn die Welt, sie ist so sonnig, die Welt ist so weit! ;;

Aus einem Wanderliede von Ph. Schweizer.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. — Überlegungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingehender Manuskripte stellt die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Ph. S. Pantenius und Hanns von Sobellitz. — Für die Redaktion verantwortlich: Ph. S. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Dabeim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Dabeim-Expedition (Welhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Dabeim-Expedition (Welhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.